

# Mit Karl May durch Amerika

Klara May

[ Klara Auguste Wilhelmine May geb. Beibler, verw. Plöhn / 4. Juli 1864 - 31. Dezember 1944 ]

**Karl-May-Verlag, Radebeul bei Dresden, 1931.**

Bei diesem Bericht der „Märchentante“<sup>1</sup> Klara May über ihre gemeinsam mit Lucia Lieberknecht durchgeführte Amerikareise (27.08.–18.10.1930) ist zu beachten, dass ihre zahlreichen Reminiszenzen an Karl May und an die gemeinsame Amerika-Reise 1908 mehr dem Ruhm Karl Mays dienen sollen, als dass sie der Wahrheit verpflichtet sind.

Der Text wurde zeichengenau erfasst; Antiqua-Schrift des sonst in Fraktur gesetzten Originals ist hier kursiv. Am Seitenende getrennte Wörter wurden ganz auf die Anfangsseite vorgezogen. Korrekturen und kurze Anmerkungen sind mit [ ] in den Text eingefügt, umfangreichere Anmerkungen sind als Fußnote mit einer vorangestellten Raute # eingefügt. Fußnoten ohne # sind aus dem Original übernommen (abweichende Nummerierung). Die Zählung nichtpaginierter Seiten wurde sinngemäß [ (1) ] eingefügt. Die in [4.9.1930] angegebenen Reisedaten versuchen den Verlauf der Reise an Hand der Angaben Klara Mays zu rekonstruieren, führen jedoch bei der Rückreise zu Widersprüchen.

Da Lucia Lieberknecht (1879–1972) als Fotografin der Reisebilder genannt ist (siehe S. 10), wird aus urheberrechtlichen Gründen hier von einer Wiedergabe abgesehen.

[ (1) ]

## Mit Karl May durch Amerika

Von

Klara May

Mit 61 Bildern

Karl-May-Verlag, Radebeul bei Dresden

---

<sup>1</sup> Fritz Maschke, „Bausteine zur Klara-May-Biographie“ 2. Teil, Karl-May-Jahrbuch 1979, S. 221.

[ (2) ]

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright 1931 by Karl-May-Verlag  
Radebeul bei Dresden

[ (3) ]

In Dankbarkeit und Verehrung  
dem gütigen Freunde des Hauses Karl May  
und Förderer der Reise  
Herrn Dr. Richard Lieberknecht  
zu eigen.

[ (4) ] [leer]

[ (5) ]

Inhalt		Seite
1.	Über den ‚Großen Teich‘ . . . . .	7
2.	Nach dem Westen . . . . .	16
3.	Der Yellowstone-Park . . . . .	29
4.	Vom Yellowstone-Park nach Cody . . . . .	45
5.	Auf der Burlington Pacific nach dem Süden . . . . .	54
6.	Zum Grand Canyon des Colorado . . . . .	82
7.	Ruhepause am Colorado . . . . .	90
8.	In die ‚finsteren und blutigen Gründe‘ . . . . .	97
9.	Indianerlist . . . . .	109
10.	Auf fremden Pfaden . . . . .	117
11.	Der Store von Ganado . . . . .	127
12.	Durch Winnetous Reich . . . . .	133
13.	Der ‚Große Geist‘ . . . . .	147
14.	Am Stillen Ozean . . . . .	161
15.	Zurück nach dem Osten . . . . .	168
16.	Wieder in der Heimat . . . . .	178

[ (6) ]

## A b b i l d u n g e n

Klara May	Die neue Missionskirche im Indianerdorf El Taos
An Bord der „Bremen“	Ein Korral (El Taos)
Klara May und Kapitän Ziegenbein auf der Kommandobrücke	Frauen beim Verputz der Wohnungen
Die ersten Indianer	Julius Wetzler
Die Engel-Terrasse (Yellowstone-Park)	Die Indianerschule von Leupp
Am Daisy-Geiser	Auf dem Weg zum Unterricht
Der ‚Alte Getreue‘	Indianermädchen gehn zum Turnen
Der Yellowstone-Canyon	Indianerknaben in der Pause
Auf dem Mount Washburn	Begegnung mit einem Navajo
Im Schoschonental	Navajos in der Wüste von Arizona
Eine alte deutsche Siedlung	Der Store von Oraibi
Die Schafherden, der Reichtum der Siedler	Die Hopisiedlung Hotevilla
Winnetous Grab?	Der blinde Spinner (Hotevilla)
Eine Settlementskapelle	Beim Handel (Hotevilla)
Im Garten der Götter	Die Kiwa von Hotevilla
Der Wackelfelsen	Wetzler gräbt das Auto aus dem Wüstensand
Zwei Häuptlinge und eine Häuptlingssquaw	Eine Navajosiedlung in der Wüste von Arizona
Höhlenwohnungen (La Frijoles)	Der Chin Lee-Canyon
Ceremonial Caves (La Frijoles)	<i>Madonna on the trail</i> (Springerville)
Eingang zu den Höhlenwohnungen	Die Sägemühle von Mac Nary
Zu Pferd im El Rito-Canyon	Apatschenhütten
Die Cliffwohnungen La Puyé	Der junge Apatschen-Ehemann
Die Malerfamilie Jonny Pena	Im Apatschenlager
Büffeltanz	Julius Wetzler mit der Geschenkkiste
Adlertanz	Töpferinnen aus Keams-Canyon
Älteste spanische Missionskirche in El Taos	Indianer aus der Shupelafamilie
Das Indianerdorf El Taos	Indianer aus der Wikifamilie
Beim Governor von El Taos auf dem dritten Stockwerk	Der Schlangentanz der Hopis
Im Gespräch mit dem Governor von El Taos	Klara May am Stillen Ozean
	Luz am Stillen Ozean
	Ein <i>big tree</i> (Kalifornien)
	Klara May beim Verlassen des Weißen Hauses zu Washington

[(7)]

## Mit Karl May durch Amerika

1

### Über den ‚Großen Teich‘

Karl May und ich – Karl May und seine Gemeinde – Karl May und mein Kind – Karl May in Amerika – Auf der ‚Bremen‘ – Ankunft in der Neuen Welt – Ein amerikanisches Hotel – Zwei Tage in New York – Karl May und wieder Karl May

Euch grüße ich, meine lieben Karl-May-Freunde!

Darf ich mir erlauben, euch auch als meine Freunde zu bezeichnen? Ich hoffe es. Denn ein gemeinsames, starkes Band verknüpft euch und mich miteinander, die Liebe und Verehrung, die wir in guten und in bösen Tagen Karl May geschenkt haben.

Karl May hat mir in schweren Trauerjahren geholfen. Sein gütiger Sinn verschaffte mir Ablenkung durch eine liebe Arbeit, eine Arbeit, die im Korrekturlesen seiner Werke und besonders in Beantwortung der Briefe bestand, die aus Leserkreisen täglich bei ihm eingingen. Ich ergreife heute die Gelegenheit, auch meinerseits – Karl May selber hat es schon des öfters getan – allen Schreibern und Schreiberinnen noch einmal von Herzen zu danken. Alle dürfen versichert sein, daß uns ihre lieben Zeilen und ihre Teilnahme am Schaffen Karl Mays stets aufrichtig erfreut haben. Jedes gute Wort hat ihm in den heißen Kämpfen, die ihn umtobten, Freude und Entspannung gebracht.

[8] Die Leserbriefe, die seit dem Tode Karl Mays an den Verlag und an mich gerichtet werden, sind noch zahlreicher geworden. Zwar bemüht sich der Verlag, soweit es irgend möglich ist, alle Zuschriften zu beantworten, aber ich selber kann nicht mehr daran denken, ihre Erledigung persönlich zu übernehmen.

In letzter Zeit, nachdem ich von meiner zweiten Amerika-Reise zurückgekehrt bin, herrscht eine ganz besonders lebhaftere Nachfrage, die so groß und zwingend geworden ist, daß ich mich entschlossen habe, aus meiner Zurückgezogenheit herauszutreten. Dabei hat mich der Gedanke geleitet, daß es mir möglich ist, allen denen meinen Dank abzutragen, die einen solchen von mir zu fordern haben. Und ich will dies tun, indem ich von meiner letzten Reise einen ausführlichen Bericht gebe. Dabei werde ich da und dort solche persönliche Erinnerungen an Karl May einfließen lassen, von denen ich annehme, daß die Leser sie lieben. Nehmt daher mein Büchlein nicht als großes literarisches Werk, sondern nehmt es als guten Freundesbrief, als Plauderei.

Das Wildwest-Blockhaus im Garten Karl Mays und das Indianermuseum haben ein Heer von Karl-May-Freunden in die Villa Shatterhand geführt, so viele Freunde, daß sich mir immer und immer wieder der Wunsch aufdrängt: Wenn doch Karl May das noch hätte erleben dürfen!

Im Leben gereifte Männer blicken mich mit strahlenden, versonnenen Augen an und versichern mir, daß Jugenderinnerungen gewaltig auf sie einstürmen: die Zeiten, in denen Winnetou und Old Shatterhand sie von früh bis abends begleitet haben, [9] vielleicht sogar in die Schulstube und ins Bett – also auf ganz verbotenen Erkundungsfahrten. Manchmal höre ich, daß dann sogar das Rohrstockchen aufgetreten ist – und doch bereut es keiner.

Dann sehe ich wieder in leuchtende, frische Knabenaugen, die auch unter dem Zauber der fernen Länder und Karl-May-Gestalten stehn. Wie gern hat er selber mit *s e i n e n J u n g e n* gelebt: immer nämlich waren Knaben bei uns im Haus, die an seinen Lippen hingen und ihm lauschten, wenn er spannend und humorvoll erzählte. Die Knaben, die oft wiederkehrten, wuchsen ihm ans Herz. So sind durch unser Haus Knaben – heute reife Männer – gegangen, denen Karl May und unser Heim mehr wurden als die Erinnerung an wenige Stunden; sie haben in unserm Heim förmlich Wurzeln geschlagen. Eigne Kinder sind uns zu unsrer Trauer ja versagt geblieben.

Bevor ich meinen Reisebericht beginne, muß ich nun etwas sehr Persönliches vorausschicken, denn es wird sich wie ein roter Faden durch diese Schilderungen ziehen.

Ich habe mein Lebtag einen ganz besondern Wunsch gehabt. Ich habe mir immer eine Tochter gewünscht. Und so, wie Karl May seine Buben hatte – seine Jungen –, erwuchs in mir, je älter ich wurde, immer stärker der Wunsch nach einer Tochter. Dieses Verlangen ist nun endlich, endlich erfüllt worden – ich habe unter der Karl-May-Gemeinde eine treu für mich sorgende, liebevolle Tochter gefunden.

Ich hatte gar keine Mühe mit ihrer Erziehung, habe sie aber auch nicht als Mutter durch Kindheit [10] und

Jugend betreuen dürfen, denn als sie mir ans Herz wuchs, hatte auch sie schon graue Haare.

Als sechzehnjähriger Backfisch, als glühende May-Leserin, hat sie einst in die Villa Shatterhand einzudringen versucht. Leider waren wir damals gerade auf Reisen<sup>2</sup>. So hat Luz trotz ihrer Liebe zu Karl May ihn nie gesehn. Ein Menschenleben später ist ihr die damals verschlossene Tür weit und herzlich geöffnet worden.

Sie gab den Anlaß zu unsrer gemeinsamen Amerikareise, da sie öfters mit ihrem Gatten hinüberfährt. Dieser hat in Deutschland und drüben Fabriken, so daß enge Beziehungen nach den Vereinigten Staaten auch für sie bestehn. Ihr möchte ich an dieser Stelle herzlich danken für die vielen Anregungen, die sie mir – nicht nur mit dem Anstoß zur Amerika-Reise – gegeben hat.

Luz hat die meisten Bilder aufgenommen, die dieses Buch beleben. Sie hat mich durch Fragen zum Erzählen von alten, lieben Zeiten angeregt und nicht zum mindesten zum Niederschreiben alles dessen, was wir erlebten und was uns bewegte; sie hat mir geholfen, vieles festzuhalten, und hat mein Gedächtnis aufs beste unterstützt.

Ebenso bin ich ihrem Mann, Herrn Dr. Richard Lieberknecht, aufrichtig dankbar. Er hat die Reise aufs liebenswürdigste und beste vorbereitet und alles bedacht, um uns jede Bequemlichkeit zu bieten und jeden Wunsch zu erfüllen.

Ich nenne diesen Reisebericht ‚Mit Karl May durch Amerika‘, denn die Reise dient als Leitfaden für die Erinnerungen, die sie in mir geweckt hat.

Daß es für mich ein lockendes Ziel war, noch [11] einmal nach Amerika zu fahren, werden alle Leser begreifen. Einmal ist es doch das Erinnerungsland an eine wundervolle Reise mit Karl May, andererseits war es mir durch meine Indianersammlungen und verschiedene Indianerbesuche nahegerückt. Der Siuox-Häuptling Big Snake hatte mit seinem Stamm an Karl Mays Grab eine Totenfeier gehalten, der die Dresdner Vertreter der amerikanischen Regierung beiwohnten. Ein Jahr später war dann der greise Häuptling White Horse Eagle gekommen; beide hatten mich herzlich eingeladen.

Und nun bitte ich die lieben Leser, mich zu begleiten.

Im August 1930, der Jahreszeit, in der sich der heiße amerikanische Sommer schon seinem Ende zuneigt, waren unsre Koffer gepackt und alles zur Reise gerüstet.

Zweiundzwanzig Jahre waren es grade her, seitdem ich mit Karl May um die gleiche Jahreszeit in Amerika weilte. Es ist ein eigenartiges Zahlen- und Lebensspiel, daß ich jetzt auf derselben Warte des Lebens, auf der er damals gestanden hat, Amerika wiedersehen soll. Zweiundzwanzig Jahre liegt diese Reise zurück. Damals zählte er sechsundsechzig Jahre, und heute ziehe ich im gleichen Alter dieselbe Straße. Es ist ja eine Erfahrung des Alters, daß man von Jahr zu Jahr tiefer lebt, dankbar für jeden Tag, für jedes Jahr und ganz besonders für jeden Frühling und jedes Sehen und Schauen, das uns der himmlische Vater beschert.

Von Jahr zu Jahr lernt man das gütige Walten der Vorsehung besser verstehen. Besonders tief in dieser Beziehung hat Karl May empfunden, und [12] in dem schweren Leid, das er durchkämpfen mußte, ist er nur durch seinen aufrichtigen, treuen Kinderglauben als Sieger über sich selber hervorgegangen.

Viele liebe Wünsche, ein herzliches Abschiednehmen in Dresden, Treffen mit meinem ‚Kind‘ in Leipzig und noch eine schöne Feier mit lieben Freunden in Bremen! Das sind die letzten Eindrücke der Heimat.

Am nächsten Mittag [29.8.1930] besteigen wir schon in Bremerhaven das wundervolle Schiff, die ‚Bremen‘. Es ist ein herrliches Gefühl, daß dieser stolze Bau, diese Königin der Meere, ein deutsches Werk ist und daß wir nach Tagen schneller Fahrt über den ‚Großen Teich‘ noch auf deutschem Boden weilen. Die letzten Grüße nach der Heimat tragen noch das deutsche Postzeichen.

Wir haben uns schnell gut eingelebt. Wir genießen täglich im Rundgang um das Schiff und angeregtem Plaudern die unendliche Weite des Ozeans, die den Menschen klein und demütig macht.

Am ersten Tag ist leichter Nebel im Kanal. Am Abend darauf steigt Luz‘ Gatte, Herr Dr. Lieberknecht, der wegen geschäftlicher Angelegenheiten durch Frankreich reiste, in Cherbourg zu uns.

Wir haben niemand angesprochen und hielten uns bis zum Ende der Fahrt ganz zurück. Leider hatte ich durch die feuchte Witterung ein paar Tage mit Gliederreißen zu tun, das aber dank der Fürsorge des Schiffsarztes bald verging. In diesen Ruhetagen hat mir der Bruder des uns befreundeten katholischen

---

<sup>2</sup> # Lucia Lieberknecht lebte von 1879 bis 1972, „sechzehnjährig“ deutet auf 1895/1896. Die „Villa Shatterhand“ wurde von Karl May und seiner Frau **Emma** am 14.01.1896 bezogen. **Klara** war noch mit Richard Plöhn verheiratet.

Pfarrers aus Kötzschenbroda, Dr. Just, der gleichfalls mit der ‚Bremen‘ reiste und [13] von meiner Fahrt wußte, treulich Krankenbesuche gemacht und viel liebe Abwechslung gebracht.

Es war durchgesickert, daß die Frau Karl Mays die Amerikafahrt mitmachte. So habe ich auf dem Schiff noch manche Freundlichkeit erfahren. Besatzung sowie Mitreisende begrüßten mich daraufhin, und der ruhige, besonnene Kapitän Ziegenbein, von dem man fühlt, wie überlegen er sein herrliches Schiff regiert, hatte die Freundlichkeit, uns alle in sein besonderes Reich einzuladen.

Mit Karl May war ich auf dem ‚Großen Kurfürst‘ hinübergefahren, und wir hatten elf Tage dazu gebraucht. Diesmal hielten wir schon am sechsten Tag [4.9.1930] morgens an der Quarantänestation von New York. Im Nebel erhob sich die Freiheitsstatue aus dem Wasser, die Karl May einst mit Freude begrüßte. Was mag sie ihm vielleicht einmal im Leben bedeutet haben?

Die Einfahrt ist leicht dunstig. Das Bild hat sich in den zweiundzwanzig Jahren sehr stark verändert: – damals die ersten Wolkenkratzer, heute eine Ansammlung davon, die in der Ferne zu einem einzigen Ganzen zusammenschmelzen, zu einer Riesen-Felsenburg, zu einer phantastischen Gralsburg.

Die kleinen fauchenden Barkassen bringen den Dampfer an den Pier, und obgleich dicke Rauchschwaden von Ruß über uns ausgestreut werden, weichen wir nicht vom höchsten Deck, um den Augenblick der Einfahrt und des Anlegens voll zu genießen.

An der Quarantänestation waren schon die New Yorker Berichterstatter aufs Schiff gekommen, und die freundlichen Berichte, die die Staatszeitung [14] – in deutscher Sprache erscheinend – über mich aufgenommen hatte, sind durch die amerikanischen Zeitungen gegangen, so daß mir eine Menge von Briefen vieler – mir persönlich unbekannter – May-Freunde Willkommensgrüße brachte. Ich danke auch diesen Freunden, die vielleicht dieses Buch in die Hand bekommen. Es ist wohltuend, grad in der Ferne die Liebe und Anhänglichkeit freundlich gesinnter Menschen zu empfinden.

Die Zollformalitäten waren für mich eine Kleinigkeit. Ein befreundeter Kapitän, der auch ein Lloydsschiff führt, war grade im New Yorker Hafen. Er ist im vergangenen Sommer, als Big Chief White Horse Eagle bei mir war, ebenfalls in Radebeul gewesen. Ich freute mich, ihn hier zu treffen; er nahm meine Papiere, besorgte mein Gepäck, und ich war im Handumdrehn fertig.

Es dauerte doch immer noch bis zum späten Nachmittag, bis wir Herrn Lieberknechts Wohnung erreichten. Auch für unsre Unterkunft in New York wollte er besonders gut sorgen und hatte dafür ein ganz neues Hotel, das mit größter Reklame aufgezo-gen war, im Nachbarhaus seiner eignen Wohnung gewählt. Wir sollten dadurch sein behagliches Heim leicht erreichen können, das er im zwanzigsten Stockwerk eines am Süden-de des Central Parks gelegenen Hauses bewohnt.

In dem Hotel hatten wir sofort stark amerikanische Eindrücke. Das Bauland dieser Gegend ist so teuer, daß die Stockwerke niedrig und der Flächeninhalt der Zimmer aufs knappste bemessen sein müssen. Nur schlanken Personen ist es leicht möglich, sich zwischen Bett, Nachttisch, Stuhl, Waschtisch und [15] Schreibtisch durchzuwinden, was noch einigermaßen schwieriger wird, wenn etwa auch Koffer im Zimmer stehn. Hat man diese Koffer nun aber gar umzupacken, so ist man gestraft, wenn noch ein zweiter Mensch ins Zimmer hineinwill.

Zu unserm Erstaunen fanden wir auf dem Schreibtisch einen Frühstücksteller, Messer und Gabel, Kaffeetasse und Teelöffel. Am nächsten Morgen [5.9.1930] ging uns erst die Bestimmung dafür auf.

Gegen ½9 Uhr klopft Luz an meine Zimmertür und sagt, daß wir gemeinsam Kaffee trinken wollen. Ich bin einigermaßen erstaunt, da sie, entgegen der amerikanischen Sitte, nicht gern im Schlafzimmer frühstückt. Ich will mir grade überlegen, was ich bestellen könnte, da lacht sie mich vergnügt aus: ‚Bestellen ist überflüssig, wir müssen trinken, ehe der Kaffee kalt wird.‘ Die Zimmertür hat unten einen Schlitz, und durch diesen ist in beide Räume ein Paket-chen geschoben worden. Der kleine Pappkarton wirkt als Morgenüberraschung: Kaffee in der Thermosflasche, ein winziges, verschlossenes Büch-schen Sahne, ein Büch-schen Marmelade, drei Stück Zucker, zwei Brötchen und ein Stück Butter sind der Inhalt des Päck-chen-s – man sieht, es ist an alles gedacht. Selbst Herr Lieberknecht war baß erstaunt, als er diese Vereinfachung des Hotelbetriebs erfuhr. Wir hatten aber so viel Spaß daran, daß wir nicht bedauern, während der zwei Tage des New Yorker Aufenthalts auch das kennengelernt zu haben. Wir waren nur leicht empört, daß die Preise des Hotels dabei auf recht anständiger Höhe waren.

Zwei Tage New York! Angefüllt mit Reisevorbereitungen und dem Wiederseh-n mit unserm [16] lieben alten

Karl-May-Jungen Philipp Rauer<sup>3</sup>, der in New York lebt.

Philipp ist in seiner Jugend oft bei uns gewesen und war einer der Dresdner Lieblinge Karl Mays. Er hat es im Leben durch Fleiß und Tatkraft weit vorgebracht. Seine glänzenden Erfolge und Erfindungen haben ihn zu einem weitbekannten Chemiker gemacht, der auch als Mensch geschätzt ist und in den alten Familien New Yorks gern gesehener Gast ist.

Auch ihm bringt das Wiedersehen mit mir Jugend und Heimat so plötzlich vor Augen, daß er ganz weich wird. Ich hatte ihn mit meinem Besuch überrascht. Er ließ alle die auf ihn Wartenden glattweg im Stich, setzte mich in sein Auto, und ich mußte mit ihm in seine schön gelegene Wohnung nach der Riverside fahren. Es sind mir die hellen Tränen heruntergelaufen, als er mich in sein Schlafzimmer führte, worin die kostbarsten Gemälde seiner reichen Sammlung hingen, und er mir ein kleines Kästchen von seinem Tisch reichte. Darin lag ein von seiner Hand beschriebener Zettel: ‚Vom Sarge Karl Mays‘. Darunter zwei trockene Rosen. –

## 2

### Nach dem Westen

Am Hudson – Karl May am Mount Lebanon – Karl May am Niagara – Wenn Karl May wanderte – Auf der Pacific – Die ersten Indianer – Karl May und die Indianerhuldigung in Radebeul – Eisenbahn und Spekulation – Am Tor des Yellowstone-Parks – Wie Karl May arbeitet – Karl Mays letzter Vortrag – Karl Mays Todesstunde

Karl May liebte die großen Städte nicht, weshalb wir auf unserer ersten Reise New York nur als [17] Durchgangsstation benützten. Wir fuhren damals gleich weiter nach Albany.

Auch diesmal sind wir nur zwei Tage in der Stadt der Wolkenkratzer gewesen und waren froh, als das drückende New York hinter uns lag. Die Hitze war grad am Tag unserer Abfahrt [6.9.1930] fast unerträglich, und Glast und Dunst lagen über dem Hudson.

Amerikanische Freunde haben oft Rhein und Hudson verglichen, was eigentlich für mein Empfinden unmöglich ist. Der deutsche Rhein mit seiner alten Geschichte, mit seinen sagemumwobenen Burgen, mit der Lieblichkeit der Ufer, soweit die Weinberge ihn umsäumen, hat seine stimmungsvolle Eigenart. Der Hudson mit seinen Riesenausmaßen, der auf seinem breiten Rücken Schiffe bis Albany hinauf trägt, hat mit seinen von dunklen Wäldern und hohen Bergen umsäumten Ufern ein mehr großartiges als lieblich anmutendes Gepräge.

Die Ufer des Hudson wurden ursprünglich von Stämmen der Mohikaner, der Irokesen und Delawaren bewohnt. Welche Kämpfe mochten sich hier zwischen ihnen abgespielt haben! Und wieviel Blut ist erst dann geflossen, als das Bleichgesicht kam, zuerst der Holländer, dann der Engländer, und es dem roten Mann begreiflich machte, daß er seine Jagdgründe anderswohin zu verlegen habe, weil er den Fluß für sich selbst, für seinen Handel und für seine Industrie benötige. Hart ist um den Besitz des Bodens auch später gerungen worden. Fremde Einwanderer kamen, fanden die Gegend schön und besitzenswert und brachten das Land mit unendlicher Mühe in Kultur. Und als sie die Früchte der schweren Arbeit ernten wollten, wurden [18] sie belehrt, daß ihnen das Land überhaupt nicht gehöre, weil es längst – durch Regierungsschenkung oder Verkauf – in festen Händen sei. Wie vielerorts ist auch hier eine häßliche Spekulation getrieben worden, und an Stelle des erträumten Glücks haben viele fleißige Menschen nichts als Enttäuschung gefunden. –

Während uns der Zug rasch nach Norden führt, werden so manche Erinnerungen an früher und an Karl May wach. Wir fuhren damals auf einem der bequemen Hudsondampfer bis Albany. Karl May liebte die Stille, und Stille war über den Reisetag gebreitet. Wir hatten einen eigenen, abgeschlossenen Raum auf dem Schiff mit einem freien Ausblick auf den Strom. Eine wundervolle Einrichtung, die glauben ließ, man sei allein auf dem Schiff. Dort saß er und träumte, während er die Größe der Natur an sich vorüberziehen ließ.

In Albany blieben wir – Karl May und ich – zwei Tage. Einen davon verwandten wir zum Besuch eines Freundes im Mount Lebanon. Eine Wagenfahrt durch schöne, bewaldete Berge in tiefer Einsamkeit brachte uns zur Siedlung der Shakers. Dahin hatte sich einer der Freunde meines Mannes zurückgezogen – eine Lebensgeschichte fand dort ihren friedlichen Ausklang. Die Shakers sind eine Brüdergemeinde, einfach und

---

<sup>3</sup> # Sohn von Philipp Rauer sen., dem Chefredakteur der „Sächsischen Volkszeitung“. Rauer jr. ist Juni 1914 im Alter von 28 Jahren nach Amerika ausgewandert, er war Dipl.-Ing. und beschäftigte sich mit Bauwesen, insbesondere Betonbau.

gut und fromm. Was Karl May mit ihm besprach – ich weiß es nicht, denn ich habe ihn nicht darum befragt. Vielleicht – wer weiß! – hätte es, wäre er noch länger am Leben geblieben, eine Rolle gespielt in seinem Fabelreich.

[19] Es gelang mir, dort von ihm ein Bild aufzunehmen, wie er inmitten eines Maishaufens sitzt, umringt von Brüdern und Schwestern der Gemeinde. Ich sage ausdrücklich ‚es gelang mir‘, denn es war gar keine so einfache Sache, Karl May zu knipsen. ‚Karl May ist maßlos eitel gewesen‘ – so wissen jene Leute zu erzählen, die meinen Mann nicht, aber auch gar nicht kannten. Wäre das auch nur zum geringsten Teil wahr, so hätte er sich nicht so sehr gegen die ‚Reklame des Photographiertwerdens‘, wie er es nannte, gestemmt. Er mußte schon in sehr guter Laune sein, wenn ich ihm eine Aufnahme seiner Person abringen konnte, und ohne mehr oder weniger Kampf kam keines der Bilder zustande.

Von Albany fuhren wir nach Buffalo, wo wir wieder von Freunden erwartet wurden, die dann noch kurze Zeit mit uns reisten. Dann aber wollte Karl May allein sein. Wir hielten uns im Clifton House an der kanadischen Seite der Niagarafälle auf. Es wurden Ausflüge unternommen, zu den Tuskarora-Indianern, zum Grab Sa-go-ye-wat-has, auch nach Toronto und den Seen, die wir indes nur flüchtig besuchten. Was bei diesen Wanderungen in Karl May vorging, weiß ich nicht. Ich war gewöhnt, still neben ihm herzuzugehen, um ihn nicht in seinem Sinnen zu stören. War es doch ein Traumleben, worin er sich bewegte und aus dem er mit seinen Erzählungen wieder auftauchte.

Zu Hause haben wir allwöchentlich den Montag dazu benützt zu wandern. Den ganzen Tag waren wir unterwegs. Stundenlang haben wir auch dort kein Wort gesprochen. Wenn wir auf einsamen Waldpfaden [20] gingen, hat er von Zeit zu Zeit meine Hand genommen, um das Still-Miteinandergenießen noch besonders zu empfinden. Ich habe ihn auch nie gefragt, wohin wir gehen wollten. Was hätte es bedeutet, wenn er mir Orte im Lößnitzgrund genannt hätte, oder das kleine Dorfwirtshaus, wo wir dann Einkehr hielten. Er führte, und ich ging mit. Wohindurch mag er geschritten sein? Vielleicht durch Savannen und Prärien? Vielleicht durch die Schluchten des Balkans? Oder ist er gar nicht mehr geschritten? Ist er vielleicht gar auf dem feurigen Rih weit über Steppen und Wüsten gesprengt? –

Luz fragt mich nach tausend Dingen und versteht es, so manches Erinnerungsbild in mir wieder lebendig zu machen. Die Zeit vergeht wie im Flug, die Dämmerung bricht herein, und Albany begrüßt uns mit seinen Abendlichtern.

Fast alle großen Verbindungen nach dem Westen gehen über Chicago. Die Züge sind sehr bequem und federn so gut, daß die Überwindung einer Reisedauer von mehreren Tagen und Nächten verhältnismäßig wenig Anstrengung bedeutet. Am nächsten Morgen [7.9.1930] bereits fahren wir bei leichtem Regen in Chicago ein. Es ist der einzige trübe Tag unsrer Reise, und erst auf der Rückreise wurde uns wieder regnerisches Wetter beschert.

Die drei Stunden Aufenthalt in Chicago vertreiben wir damit, daß wir auf unsern Abfahrtsbahnhof übersiedeln und dann durch die Stadt fahren. Es ist Sonntagvormittag, und die Millionstadt scheint fast ohne Leben, soweit wir auch am See entlangfahren, der durch seine Riesenausmaße fast wie das Meer wirkt.

[21] Der Mittag findet uns bereits wieder in unserm Abteil der Burlington Northern Pacific Railroad. Wir richten uns für die tagelange Fahrt häuslich ein und erfreuen uns an allen Bequemlichkeiten, die der große Zug bietet. Im Damenbad wird eine kalte Brause genommen, später schreiben wir ein paar Briefe im Schreibzimmer, und dann sitzen wir auf der Plattform des letzten Wagens und fliegen schneller als der ‚Blitz‘ Old Shatterhands oder der Avenging Ghost des Llano estakado an den großen Farmen vorüber, die sich in der Nähe Chicagos dehnen. Viele davon sind deutsche Siedlungen.

Es ist Nacht, als wir den Vater der Ströme, den Mississippi, überkreuzen, können ihn also nicht nach Gebühr bewundern, und wir schlafen bereits, als wir an St. Cloud vorüberfahren. Hier ist Franz Kandolf vor fünf Jahren ausgestiegen, um einen Brief zu sehen, den Karl May einmal an einen Farmer geschrieben hat<sup>4</sup>, und es tut mir leid, daß wir nicht so viel Zeit haben, um auch unsererseits die Reise zu unterbrechen und das Indianermuseum in der Benediktinerabtei St. John zu besichtigen.

Am nächsten Morgen [8.9.1930] überqueren wir bei Bismarck den Missouri und haben in Mandan einen Aufenthalt von zwanzig Minuten. Da kommt Luz, die hinausgegangen ist, um frische Luft zu schöpfen, freudestrahlend ins Abteil zurück.

---

<sup>4</sup> Franz Kandolf, Die ‚finsternen und blutigen Gründe‘ einst und jetzt. [KMJb 1927.]



„Die Squaw Old Shatterhands möge sofort kommen, denn ihre roten Brüder und Schwestern warten auf sie!“

[22] Man kann sich denken, wie schnell ich ihrem Ruf folgte! Dank meines großen, langen Automobilmantels war ich sofort besuchsfertig.

Da standen neben dem Zug Indianer vom fast ausgestorbenen Stamm der Mandans, die natürlich tadellos englisch sprachen. Wir hatten uns rasch über die Beziehungen verständigt, die mich mit verschiedenen Indianerhäuptlingen verknüpften, und als wir in aller Freundschaft voneinander schieden, war ich im Besitz der Kriegstrommel des Häuptlings, die jetzt das Museum ziert.

Der Zug pfeift und führt uns Tag und Nacht weiter, ohne jede größere Station. Wir sind viel auf der Plattform und sehn endlos lang und schnurgerade in immer gleicher Ebene die Gleise in den Osten hinein verschwinden. Kahl und öde sind die unendlichen Flächen, auf denen einst die Sioux, das an Zahl stärkste Volk der Indianer, streiften, und nur in weiten Zwischenräumen lassen *Cotton-trees* Wasser vermuten. Das sind eine Art von Pappeln, die durch den flockigen, watteartigen Blütensamen, den sie im Frühjahr abwerfen, den Namen *Cotton-tree*, d. i. Baumwollbaum, führen.

Die Sioux waren von jeher die Todfeinde der Apatschen, also auch Winnetous und Old Shatterhands. Und trotzdem! Hier scheint eine eigenartige Laune des Schicksals gewaltet zu haben. Nicht Apatschen sind es gewesen, auch nicht die mit ihnen befreundeten Navajos oder Schoschonen, die dem toten Freund der Indianer eine Huldigung an seinem Grab in Radebeul bereiteten<sup>5</sup>, sondern [23] frühere Feinde Old Shatterhands, Krieger der Sioux, jenes Stammes, als dessen Gegner Old Shatterhand noch im letzten der Werke Karl Mays auftreten mußte<sup>6</sup>.

Einige Male hält der Zug an kleinen Stationen, die aus zehn oder zwanzig Häusern bestehen, und wir erhalten einen Begriff von der Einsamkeit der Savanne, die uns Karl May so oft schildert. Unwillkürlich sagt man sich, daß es doch ein Riesenwerk war, das Amerika mit dem Anlegen der Bahn vom Osten nach dem Westen geschaffen hat. Und wir sehn den ersten Band ‚Winnetou‘ vor uns, in dem die Ingenieure zum Vermessen auszogen und in das Gebiet der Indianer eindringen. War es nur ins Gebiet? War es nicht ins Lebensmark, wie Karl May Intschu tschuna so echt und wahr empfinden läßt?

Der damalige Bahnbau war auf Spekulation eingestellt. Bekanntlich gehören die amerikanischen Eisenbahnen Privat-Aktiengesellschaften. Der Staat schenkte diesen am ganzen Lauf der Schienen entlang einen Streifen Landes in Breite von dreißig Meilen, also etwa 45 km. Die Eisenbahngesellschaften waren sich darüber klar, daß bei Besiedlung des Landes die Strecken an der Bahn entlang die wertvollsten werden mußten und daß sie so die ungeheuren Kosten einmal decken könnten. Daß erst tüchtig zugesetzt worden ist, kann jeder Laie begreifen. Leider haben dabei auch viele Deutsche ihr Ersparnis verloren. Ich denke an die Southern-Pacific-Bahn, die jetzige Santa-Fé-Strecke. Die Aktien waren auf dem deutschen Markt und wurden [24] hoch gepriesen. Später machte die Southern-Pacific Pleite, und als die Santa-Fé-Bahn daraus entstand, war mit dem vielen Geld auch das deutsche verloren, die Strecke aber wurde danach gewinnbringend.

Noch eine gute Nacht, und am Morgen [9.9.1930] ein neuer Speisewagen und ein ganz andres Bild.

Wir Yellowstone-Park-Besucher sind in Livingston von dem großen Zug abgehängt worden und fahren südlich nach Gardiner, dem nördlichen Tor des Yellowstone-Parks. Hier ist keine Negerbedienung im Speisewagen wie bisher. Weiße, frische Mädchen reichen uns den Morgenkaffee, und alle tragen ein Abzeichen, einen durch ein Fragezeichen geteilten Kreis, wovon eine Hälfte rot, die andere schwarz ist. Das ist die Schutzmarke des Yellowstone-Parks, deren Linienführung durch den Lauf eines kleinen Bachs im Park gegeben ist.

Vor zweiundzwanzig Jahren gab es im Yellowstone-Park noch keine bequemen Autostraßen wie heute. Damals wäre ein gründlicher Besuch nur zu Pferd möglich gewesen, während ich jetzt trotz des vorgerückten Alters die meisten Hauptsehenswürdigkeiten besuchen kann. Die Zeiten haben sich auch hier sehr geändert, und die ‚finstern und blutigen Gründe‘ sind gerade hier, an dieser ehemals gefährlichsten Ecke, sehr harmlos geworden.

Ich kann es nicht beweisen, aber ich habe das bestimmte Gefühl, daß mein Mann in dieser Gegend einmal

---

<sup>5</sup> Siehe Karl-May-Jahrbuch 1929, ‚Die Indianerhuldigung in Radebeul‘

<sup>6</sup> Karl May, Ges. Werke Bd. 33 ‚Winnetous Erben‘

gewesen ist. Merkwürdig, daß die eigene Gattin nicht genauen Aufschluß darüber geben kann, nicht wahr? Aber auch nur merkwürdig für jemand, der die Eigenart meines Mannes nicht [25] kennt. Karl May lebte ein Traumleben in seinen aus Wahrheit und Dichtung zusammengesetzten Büchern. Außerhalb dieser Bücher gab er nicht gern und auch dann nur unbestimmte Antwort auf diesbezügliche Fragen. Er trat aus der Welt, die er sich selbst geschaffen hatte, ungern heraus, auch mir gegenüber. Ich hatte das bald erkannt und lernte, mich darein zu fügen und meiner Neugier Zügel anzulegen.

So war es auch bei unsrer Reise 1908. Er hatte sich entschlossen, mich im Clifton-House zurückzulassen und für einige Wochen allein weiterzureisen<sup>7</sup>. Wohin? Zu den Apatschen! Und wohin sonst? Mit Kummer bekenne ich, daß ich es nicht mehr genau weiß. Wohl hat er mir von dieser Weiterreise mehrfach geschrieben und auch viel erzählt, aber alles das verwob sich später mit seinen Wunschträumen, die in seinem Roman ‚Winnetous Erben‘ Ausdruck fanden, und es ging mir schließlich wie ihm selber: ich wußte Wirklichkeit und Phantasie nicht mehr genügend zu trennen.

Schon als der Leiter des Karl-May-Verlags, Dr. E. A. Schmid, im Jahr 1916, also vier Jahre nach dem Heimgang meines Mannes, den Anhang zu Band ‚Ich‘ und damit die Weltreisen zusammenstellte, versagte meine Erinnerung vielfach, und wir mußten bestehende Lücken mühevoll durch Reisepässe, Quarantänenscheine, Postkarten, Briefstempel usw. ergänzen.

Zu meiner Entlastung weise ich darauf hin, daß ich ja gar nicht damit rechnen konnte, später einmal solche literarische und geographische Angaben machen zu müssen, denn es handelte sich ja um Karl Mays [26] ureigenste Erlebnisse. Wir alle, auch ich, hofften durch diese Anregungen weitere Reisebeschreibungen aus seiner Feder zu erhalten.

Ebensowenig liebte er es, von dem zu sprechen, was noch nicht geschrieben war. Ja, ich habe das Empfinden, daß er oft selbst nicht wußte, was er schreiben würde, und daß ihm erst beim Schreiben die Eingebung kam. Selbst mir hat er nur Fertiges vorgezeigt.

Hier mag vielleicht eine Bemerkung über die Weise seines Schaffens am Platze sein. Solange Karl May an einem Kapitel schrieb, arbeitete er Tag und Nacht ohne Unterbrechung daran. Wir haben den ganzen Tag äußerste Stille bewahrt. Oft ist er zwischendurch im Zimmer auf- und abgegangen. Oft hat er laut mit seinen Gestalten gesprochen, so daß man glauben konnte, eine ganze Versammlung sei anwesend. Es durfte niemand bei ihm sein, wenn er schrieb. Hunger und Durst schien er dabei nicht zu kennen. Nur des Nachts ging er allein in die Küche, um sich ‚Kaffee-Hämmeln‘ zu bereiten. Das bedeutete, daß er in einen dünnen Kaffee ohne Milch und Zucker trockenes Brot hineinschnitt. Das war eine bei den armen Webern seiner Heimatstadt Hohenstein-Ernstthal beliebte Mahlzeit. Diese Nahrung der Armut, die er in seiner Jugendzeit wohl nur zu oft genossen hatte, war ihm lieb bis ins hohe Alter.

Wenn er aber ein Kapitel fertig geschrieben hatte und die letzte Tinte noch feucht stand, dann suchte er mich sofort auf, selbst dann, wenn ich gerade in der Küche war. Es war mir eine liebe Pflicht, die Speisen selbst zuzubereiten, da er ein ganz [27] schlechter Esser war. Ich mußte dann alles stehn und liegen lassen, und es war jedesmal wunderschön, wenn er mich aufsuchte: ‚Herzle, ich bin fertig, hör zu!‘ Ich habe dann mit erlebt und mit gefühlt. Er selber stand so tief unter dem Einfluß seiner eigenen Erzählung, daß er beim Vorlesen mit gelacht und mit geweint hat. Einmal, während er am III. Band seines ‚Silbernen Löwen‘ schrieb, klagte er mir händeringend: ‚Ich bringe es nicht übers Herz, meinen Hadschi Halef sterben zu lassen, es geht über meine Kraft. Ich habe den kleinen Burschen zu lieb, ist er doch ein Teil meines eigenen Ich.‘

Karl May stand aber nicht nur beim Schreiben im Bann seiner Eingebungen. Ich denke dabei an seinen letzten Vortrag, acht Tage vor seinem Tod, am 22. März 1912 in Wien gehalten, über das Thema: ‚Empor ins Reich der Edelmenschen!‘<sup>8</sup> Nur wenige Anhaltspunkte hatte er dazu festgelegt, dann aber sprach er vollkommen frei in so eigenartig bannender Weise, daß man in seiner Rede seine Art zu schreiben wieder erstehn fühlte. Dieser Vortrag enthielt sein Testament an die Leser. Es umfaßte sein ganzes Erdenstreben, das Wandern von Ardistan nach Dschinnistan, das Durchringen zu einer höheren Lebensanschauung und das Emporheben aus den tiefsten Niederungen des Lebens zu geistigem Höhenflug. Der ungeheure Sturm der Begeisterung nach diesem Vortrag zeigte so recht die Wirkung seiner Persönlichkeit. Dreitausend Zuhörer hatten den großen Sophiensaal bis zum letzten Platz gefüllt, und als der Vortrag beendet [28] war,

---

<sup>7</sup> # Fabel! Siehe u. a. Dieter Sudhoff „Karl May in Amerika“ in Ges. Werke Bd. 82 „In fernen Zonen“

<sup>8</sup> Abgedruckt in Bd. 34 ‚Ich‘

umstürmten ihn die Besucher. Die Studenten machten ihn frei, löschten das Licht aus und führten ihn durch eine Seitenpforte auf die Straße, was aber auch nicht unbemerkt geschehn konnte. Der Andrang setzte sich auf der Straße fort, und der Gefeierte stand zwei Stunden lang in einem atemraubenden Gedränge.

Am nächsten Tag hatte er die Freude, den Besuch von Mitgliedern der kaiserlichen Familie zu empfangen. Nach all den jammervollen Verfolgungen, denen er jahrelang ausgesetzt gewesen war, bedeutete dies einen Höhepunkt in seinem Leben. Eine starke seelische Erschütterung war die Folge des Ganzen, die nach acht Tagen zu seinem Tode führte.

Er hatte sich bei dem Vortrag in Wien leicht erkältet und mußte nach der Heimfahrt das Haus hüten, ohne indes bettlägerig zu sein. Am Samstag, dem 30. März, fühlte er sich wieder etwas kräftiger und beauftragte mich, für die kommende Woche Zimmer im schlesischen Bad Salzbrunn zu bestellen. Aus Besorgnis hielt ich mich aber während des ganzen Tages in seiner Nähe auf, wenngleich ich nicht etwa einen tödlichen Ausgang der Erkrankung vermutete.

Ich war die einzige, die zur Todesstunde an seiner Seite weilte. Da dieser Tag unser Hochzeitstag war, sprach er mancherlei mit mir über die Vergangenheit und auch über die Zukunft. Er war heiter und trug sich mit neuen Plänen: ein Drama wollte er schreiben, das sein eignes Leben schildern und erst lange nach seinem Ableben an die Öffentlichkeit kommen solle. Dann werde man sein Wollen und Wirken begreifen.

[29] Nachmittags verfiel er in ein eigenartiges waches Träumen und unterhielt sich, wie er das häufig zu tun pflegte, viel mit den Gestalten seiner Phantasie.

Um sieben Uhr abends legte er sich schlafen, setzte aber seine Selbstgespräche in einem undeutlichen Murmeln fort. Gegen acht Uhr richtete er sich plötzlich im Bett auf, sah mit leuchtenden Augen, die nichts von seiner Umgebung zu fassen schienen, in die Ferne und sagte mit klarer Stimme: ‚Sieg, großer Sieg! Ich sehe alles rosenrot!‘

Dann sank er mit unendlich freudigem, verklärtem Ausdruck zurück; sein Atem wurde schwächer, bis er nach wenigen Minuten erlosch. –

### 3

#### **Der Yellowstone-Park**

Die Entdeckung des Parks – Pflanzenwuchs – ‚Unser Rost‘ – Die heißen Quellen von Mammoth – Camps – Bridgerlügen – Die Geiser – Der ‚Alte Getreue‘ – Grislybären – Der Grand Canyon des Yellowstone – Auf dem Mount Washburn – ‚Heimweh unter fernem Dach‘

Unser großer Wunsch ist erfüllt, den Yellowstone-Park zu sehen, eine Gegend, die Karl May allen Lesern in Band 35 der Gesammelten Reiseerzählungen ‚Unter Geiern‘ nahegebracht hat. Und nicht bloß das Land schildert er uns, er gibt uns einen Begriff und ein Bild der Verbindung dieses Bodens mit den Menschen, die darüber hingegangen sind.

Der Yellowstone-Park umfaßt ein Gebiet von 8670 Quadratkilometern. ‚Winnetou‘ Band III bringt die genaue Regierungserklärung, die damals erschienen war, um diesen ersten, als Park abgesonderten Landstrich jeder Besiedlung zu verschließen.

[30] Als Entdecker des Yellowstone-Parks ist John Colter zu bezeichnen. Nachdem er Lewis und Clarke auf ihrer Expedition (1805) an die Pazifische Küste begleitet hatte, trennte er sich auf der Rückkehr in Fort Mandan von ihnen und ging, seinem romantischen Trieb folgend, auf die Pelzjagd. Als erster Weißer wanderte er im Jahre 1807 durch Teile des Parks; sein Bericht fand indes nach seiner Heimkehr bei den Zeitgenossen keinen Glauben, und über ein halbes Jahrhundert verging, bis man in der Öffentlichkeit begann, dieser seltsamen Gegend Aufmerksamkeit zuzuwenden. Unterdessen kam wohl der eine oder andre Trapper durch die sogar von den Indianern gemiedenen Gebiete, wie Joseph Meek und James Bridger. Besonders letzterer, ein Trapper aus Virginien, wußte so haarsträubende ‚Lügen‘ bei seiner Heimkehr – er sah den Park 1830 – zu erzählen, daß man für sie nur ein nachsichtiges Lächeln besaß. Er hätte seine Entdeckungen gar nicht einmal so zu übertreiben brauchen, man hätte ihm auch ohnedem keinen Glauben geschenkt.

1859 sandte die Regierung zum erstenmal eine Expedition in den Park, die aber, da sie in den Winter hineinkam, nicht über die Pässe dringen konnte, die das Wunderland verschlossen. Dann kam der Bürgerkrieg, und die Regierung hatte an andre Dinge zu denken.

Erst 1870 kam die Sache durch die Expedition des Generals Washburn in Fluß. Er sollte die ‚Fälle und Flüsse des Yellowstone‘ erforschen. Von den Geisern und heißen Quellen stand kein Wort in seinem Auftrag, ein Zeichen, daß die maßgebenden Stellen immer noch zweifelten.

[31] Aber jetzt folgte Schlag auf Schlag! Vom Gipfel des später Mount Washburn genannten Berges sahen sie den Großen Canyon<sup>9</sup> des Yellowstone, den Yellowstone-See, den ‚Schmutzvulkan‘ und das ‚Tintenfaß‘, die gerade in Tätigkeit waren, und hörten in der Ferne das Brüllen der Geiser und das Zischen der heißen Quellen. Sie bestiegen die Absaroka Range, sahen den Schoschonen-See, die Keplerfälle des Feuerlochflusses und entdeckten schließlich das obere Geiserbecken mit dem Old Faithful.

Ihr Bericht hatte zur Folge, daß die Regierung im nächsten Jahr eine Expedition unter dem deutschen Professor Dr. Hayden aussandte. Sein Bericht über das, was er gesehen hatte, gab dann den Anstoß zu jener Bill, durch die der Senat den Yellowstone-Park als Eigentum des Volks erklärte (1872).

Old Jim Bridgers ‚Lügen‘ hatten sich – zu seiner Ehrenrettung sei es gesagt – zum großen Teil bewahrheitet.

–

Gardiner liegt ungefähr auf dem 45. Breitengrad, also wie Turin. Die durchschnittliche Höhenlage ist zwischen 2000–2500 Meter. Der letzte Schnee auf den Fahrstraßen schwindet erst Anfang Juni. Vom 20. Juni an ist der Park der Öffentlichkeit zum Besuch frei gegeben. Am 15. September dürfen die letzten Gäste noch eintreten, aber am 20. werden die Tore des Parks geschlossen.

[32] Wir vermuteten, in der für dort schon vorgerückten Zeit nur noch wenige Besucher anzutreffen. Am liebsten wäre ich allein mit Luz durch den Park gefahren, von unserm Fahrer abgesehn, und ich beneidete im stillen Mrs. Stone, die (1872) die erste weiße Frau war, die den Park betrat und bereiste.

Immerhin konnten wir froh sein, daß wir nicht im Hochbetrieb dort waren. In der Ferienzeit fahren täglich bis dreitausend Autos durch die Tore des Yellowstone-Parks ein, und jeder Besuch dauert mindestens drei bis fünf Tage. Rechnet man dazu noch die Reisegesellschaften, die mit riesigen Bussen die Straßen überschwemmen, so kann man sich einen Begriff machen, wie stark der Verkehr ist.

Der Pflanzenwuchs des Yellowstone-Parks weicht von dem unsres Landes erheblich ab, wobei die große Höhenlage zu berücksichtigen ist. Obgleich man drüben Wachstum noch in weit höheren Gebieten antrifft als bei uns, z. B. auf dem Mount Eavens bei Denver und dem San Francisco Peak, den wir später besucht haben, so sind die Bäume im Yellowstone-Park doch ungefähr so wie etwa der Nadelwald in St. Moritz. Das Nadelholz ladet nicht weit aus, und der Schatten ist nicht so ergiebig wie in einem deutschen Wald. Dadurch ist auch kein grüner, saftiger Waldboden wie bei uns möglich. Vielleicht haben das vulkanische Innere und die Wärme des Bodens Einfluß darauf, daß kein Unterholz wächst und der Boden oft kahl und öde erscheint.

Nahezu Hochgebirgscharakter hat etwa der Teil des Yellowstone-Parks um die Seen herum und bei der Ausfahrt durchs Osttor, die durch eine [33] herrlich bewaldete Schlucht mit vielen Kurven zur Cody-Straße hinunterführt. Auch hier wird man wieder an die Straße von St. Moritz nach Chur erinnert. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß wir in den Rocky Mountains sind, im Felsengebirge. Der Boden ist steinig und zerklüftet. Wo Felsen heraustreten, sind sie aus dem üblichen roten Eruptionsgestein. Die Wassermengen haben die Felsen umspült und dadurch gerade im östlichen Teil des Parks Gebilde geschaffen, die ähnlich denen unsres Elbsandsteingebirges sind.

Es wachsen im Yellowstone-Park je in verschiedenen Lagen Pinien, Tannen, Pappeln, Eschen, Ahorn, Weiden. Wenn sie auch in der Nähe der ewig wechselnden Quellenausbrüche immer einmal wieder vernichtet werden, so sprießen sie doch an einer andern Stelle zu neuem Leben hervor. Der Vulkan erzeugt so ein ewiges Kommen und Vergehn. Alpine Blumen erblühen zu verschiedenen Zeiten, besonders auf den Wiesenflächen. Über zweihundert Vogelarten beleben den Park an sichern, von Ausbrüchen nicht betroffenen Stellen. Friedlich hausen in den Wäldern Büffel, Bären, Elke, Antilopen, Gemen, Bergschafe und viel kleines Wild. Es ist so recht ein Paradies der Tiere, da ihnen im Yellowstone-Park unbedingte Schonung zuteil wird.

Der Park wird, wie die europäischen Naturschutzgebiete, sich selbst überlassen. Bäume, die der Sturm entwurzelt oder die altersschwach werden, fallen um und verwittern. –

Beim Verlassen des Zuges hören wir schon unsre Namen laut rufen. Vor uns steht ein gut gekleideter [34]

---

<sup>9</sup> So schreiben die Amerikaner dieses Wort neuerdings. Karl May und die meisten europäischen Schriftsteller verwenden indes die ursprüngliche, nämlich die spanische Schreibweise Cañon.

junger Autoführer. Er ergreift unser Gepäck, verstaut alles in dem fast neuen, schönen Lincoln-Wagen und wird für die nächsten Tage unser ständiger Begleiter.

Die Gesellschaft des gebildeten und geistig regsamen jungen Mannes war uns sehr angenehm. Er stand im letzten Semester seines Medizinstudiums und verdiente sich das Geld dafür durch Werkdienst. Seit einigen Jahren war er regelmäßig während der drei Monate der Besuchszeit Autoführer im Yellowstone-Park.

Hm, hm! Ein Jüngling Äskulaps, der in Stellung geht, um sich das Geld zum Studium zu verdienen. In Amerika seit jeher gar nichts Besonderes! Und genau so, wie bei Karl May im Band ‚Weihnacht‘, nur mit dem Unterschied, daß damals der junge Rost bescheiden unter den Fittichen Old Shatterhands stand, während umgekehrt jetzt seine Squaw dem Schutz des Mediziners anvertraut ist.

Luz, die die Werke meines Mannes gut kennt, meint launig:

„Frag ihn doch einmal, Herzle, wie er heißt! Vielleicht ist er gar ein Sohn oder ein Enkel jenes Rost, der zu den Schoschonen gegangen ist, um bei ihnen Studien zu machen.“

„Was fällt die ein, Luz! Frag ihn doch selber!“

„Du – ob er wohl auch den Kapuzenmuskel vom rautenförmigen Muskel so gut zu unterscheiden weiß wie sein Vorgänger in ‚Weihnacht‘?“

„Aber so frage ihn doch!“ lachte ich.

„Werde mich hüten! Ich weiß ja gar nicht, wie diese zwei Fachausdrücke im Englischen lauten. So weit gehen meine Kenntnisse in dieser Sprache [35] nicht. – Übrigens sagt mir ‚eine innere Stimme‘, daß ich ums Leben gern wüßte, wo hier das Postamt zu finden ist. Wir müssen doch unsern Angehörigen unsre glückliche Ankunft melden.“

‚Unser Rost‘ – so hieß der junge Mann fernerhin unter uns – erfüllte den Wunsch und brachte uns in den Hauptort des Parks: Mammoth. Es sei gleich erwähnt, daß der Kapuzen- und rautenförmige Muskel während unsrer Fahrt durch den Park noch oft erhalten mußte. Und unser Rost wird sich manchmal gewundert haben, wenn wir, scheinbar ohne einen ersichtlichen Grund, in fröhliches Lachen ausbrachen, weil uns ‚eine innere Stimme‘ etwas zuflüsterte. Natürlich klärten wir ihn nie auf. Es war so hübsch, unsern Führer in Verbindung mit Karl May zu bringen; warum sollten wir diese Vorstellung unnötigerweise zerstören?

Mammoth besteht aus wenigen, aber sehr gut gebauten Häusern. Das Hotel, das 700 Personen fassen kann, ist das Hauptgebäude. Um den großen Platz herum reihen sich dann einige andre: Post, Museum, Verwaltung und Kaserne. Mammoth ist Garnison für eine kleine Abteilung Soldaten.

Um die Zeit gut auszunützen, fuhren wir gleich zu den heißen Quellen, die um den Ort herum liegen. Das warme Wasser bringt so viel Kieselsäure und Sinter mit, daß ganz wunderbare Ablagerungen in den verschiedensten Farben entstehn. Eine Aufnahme, die wir davon machten, gibt einen Begriff von der Gestaltung, nicht aber von der Farbenschönheit.

Um die Maße richtig beurteilen zu können, stehe ich mit meiner ganzen stattlichen Größe mitten [36] darauf. Der Beschauer wird fragen, ob ich mir während der Aufnahme meine Schuhe nicht verbrannt oder durchnäßt habe. Nein. Die Quellen versiegen manchmal plötzlich an einer Stelle, um an einer andern hervorzubrechen, und so ist gerade diese Engel-Terrasse das Ergebnis einer jetzt nicht mehr tätigen Quelle.

Der Anblick der arbeitenden Quellen, die über diese von ihnen abgelagerten Gebilde ihre Wasser ergießen, ist geradezu zauberhaft. Karl May beschreibt sie in seinem Buch ‚Unter Geiern‘.

Den ganzen Vormittag ziehen wir von Quelle zu Quelle. Natürlich ist der Pflanzenwuchs unmittelbar neben den Quellen ganz gering, aber unweit davon bedeckt der oben bereits geschilderte Wald schon wieder den Boden. Gerade so ist auch die Umgebung der später noch zu beschreibenden Geiser beschaffen.

Ehe wir zum Mittagessen Mammoth wieder erreichen, sehen wie eine ganze Stadt von kleinen Bretterhäusern, das Mommoth-Camp.

Neben den Riesenhotels, die im Preis nicht grade allzu billig sind – besonders für uns Europäer –, finden wir in Amerika die Camps außerordentlich verbreitet. Es sind meistens Holzhäuschen, die je einen Raum enthalten. Zwei, vier und sechs Betten sind darin; fließendes Wasser und neuzeitlichen Aufwand gibt es aber freilich nicht. Meistens ist in der Nähe eine Badeanlage, und ein gemeinsames Speisehaus sorgt für die Nahrung der Besucher. Die Verpflegung in den Camps ist überaus billig.

An den großen Fahrstraßen Kaliforniens sahen wir später auch überall große Campanlagen mit [37] Auto-Einstellhallen, so dass der Autoreisende Amerikas nicht um seine Unterkunft besorgt zu sein braucht. Auch im Yellowstone-Park sind Camps nicht nur den großen Hotels angegliedert, sondern auch vielfach an

besonders schönen Plätzen zu finden.

Zwei junge deutsche Freunde haben sich bei ihrer Ankunft in Amerika einen gebrauchten Wagen für 800 Dollar gekauft. Sie haben damit das ganze Land durchquert und zuletzt den Wagen für 400 Dollar wieder losgeschlagen. Solche eine Reise ist zwar für europäische Begriffe noch immer nicht das Allerbilligste, aber doch insofern erschwinglich, als durch die Camps eben ein billiges und gutes Unterkommen ermöglicht wird.

Wir kehrten zum Mittagessen noch einmal im Mammoth-Hotel ein, um nachmittags zu einer vierstündigen Fahrt unsern Wagen wieder zu besteigen.

Die Hochebene liegt flach, Wälder und Wiesen wechseln ab. Der Sonnenschein, der uns noch in Mammoth begleitet hat und die jeweiligen Farben der Quellen besonders leuchten ließ, verliert sich. In kürzester Zeit ist der Himmel grau und schwarz. Unser Rost kann nicht schnell genug das Wagenverdeck aufschlagen, ein starker Gewitterregen prasselt nieder. Kaum eine Stunde später gehen wir wieder im schönsten Sonnenschein um die Becken der Geiser.

Ungefähr 12 Meilen von Mammoth kommen wir an eine uns von Karl May her bekannte Merkwürdigkeit des Parks, den Obsidian Cliff. Es ist ein Berg aus vulkanischen Glas, schwarz wie Pech und härter als Stein; so hart, daß er sogar dem Drillbohrer der Straßenbauer widerstand und nur dadurch Raum für die Straße geschaffen werden [38] konnte, daß der Obsidian durch Feuer stark erhitzt und dann mit kaltem Wasser bespritzt wurde.

James Bridger, der Trapper, war vor hundert Jahren ebenfalls hier gewesen und erzählte in der Heimat folgendes ergötzliche Jagderlebnis: Er sah in der Nähe des Cliffs einen Elk ruhig äsen. Natürlich feuerte er auf ihn, einmal, zweimal, dreimal, aber der Elk rührte sich nicht. Er schlich sich vorsichtig näher und entdeckte, – daß der Berg aus durchsichtigem Glas bestand. Der Elk war in Wirklichkeit auf den andern Seite des Berges, der wie ein Vergrößerungsglas wirkte, denn das Tier, das er später doch noch zur Strecke brachte, sei 25 Meilen entfernt gewesen.

Shakespeare sagt einmal: ‚Reisende lügen nie, und doch werden sie von den Leuten zu Hause verdammt.‘ Mr. Bridger bildete keine Ausnahme von dieser Regel, aber sein Fehler lag in der Übertreibung. So erzählte er ein andres Mal von versteinerten Bäumen, die es auch im Yellowstone-Park gibt (in der Nähe der Fälle). Aber damit war er nicht zufrieden. Er wußte außerdem noch von versteinerten Blumen zu berichten und von versteinerten Vögeln, die in den versteinerten Zweigen versteinerte Lieder sangen, und daß seine Tiere an dem versteinerten Gras ein kümmerliches Futter hatten. –

Der Yellowstone-Park hat etwa 4000 heiße Quellen und etwa 100 Geiser. Das sind mehr, als sonst die ganze Welt aufweist. Die Geiser springen zum Teil in ganz regelmäßigen Abständen, und wie der Sternenlauf bestimmt ist, so ist auch Zeit und Bahn dieser unterirdischen Kräfte geordnet.

[39] Unser Rost ist erfreut, daß die Aufsprungzeit des ersten Geisers, an den er uns heranfährt, gleich fällig werden muß. Wir verlassen schnell den Wagen, um vorher noch einmal möglichst nahe heranzugehn. Kurz darauf verspüren wir ein leichtes Zittern und Brummen in der Umgebung. Ein riesiger, dicker Wasserstrahl schießt einen, dann fünf bis sechs Meter und dann ganz hoch empor, alles in heiße Dampf Wolken hüllend.

Leichte Schwefeldünste schweben stets über den Geisern und verraten schon sehr bald ihre Nähe. Unser Rost führt uns zu einem davon entfernt gelegenen andern Geisergebiet (Norris Geiserbecken). Holzbrücken bilden den Weg zwischen den einzelnen Becken. Während manche, wie z. B. der Old Faithful, durch die ausgeworfenen Steinmassen nur ein dunkles Loch aufweisen, lassen uns andere in einen tiefen, ganz mit Wasser angefüllten Trichter schauen. Das Wasser ist so klar und durchsichtig, daß man viele Meter tief hineinsehen kann. Es steht manchmal nur 2 Zentimeter unter der Bodenoberfläche und gibt ein wunderbares Bild, in dem sich der Himmel in seiner dunklen Bläue spiegelt.

Die hauptsächlichsten dieser Wassertrichter haben Namen. Von besonderer Schönheit ist der Smaragd-Geiser wegen der Klarheit des grünlich aussehenden Wassers.

Auch an den Taschentuch-Geiser gehen wir. Das heißt, wir haben ihn so getauft. Es war uns schon früher erzählt worden, daß das heiße Wasser beim Hervorspringen und Auf- und Niedersteigen solche Gewalt hätte, daß hineingelegte Taschentücher ausgekocht und sauber geschlagen würden. Diese Spielerei [40] wird tatsächlich auch verschiedentlich vorgenommen, wie umherliegende Taschentücher zeigten. Auch uns reizte der Versuch, aber der Geiser wollte nicht springen.

Um 6 Uhr war die Tagesfahrt beendet, wir hielten am Old Faithful Inn, einem großen Hotel im Blockhausstil.

Mein liebes Radebeuler Blockhäuschen ist hier ins Hundertfache vergrößert. Für ein Blockhaus passen eigentlich nur kleine Raumverhältnisse, und besonders die Riesenhalle wirkt mehr urwüchsig als anheimelnd. Wir haben unsere schönen Zimmer mit Aussicht auf den Old-Faithful-Geiser.

Der Old Faithful ist wirklich ein ganz getreuer Bursche. Er kommt, seit man ihn kennt, mit größter Pünktlichkeit, und da Pünktlichkeit als Höflichkeitstugend großer Herren gerühmt wird, so bereiten wir uns durchaus nicht zu Unrecht auf einen ganz Großen vor. Seit langer Zeit springt er regelmäßig alle 55 Minuten. Es hat auch Zeiten gegeben, in denen er andere Zeiträume wählte. Zum Beispiel 60 bis 80 Minuten – aber pünktlich ist er immer.

Im Hotel steht es angeschlagen, wann der nächste Ausbruch stattfindet, und wir haben noch vor dem Abenddämmern Gelegenheit, seinen ersten Ausbruch anzustauen. Wundervoll steigt er zur vollen Höhe, 40 bis 45 Meter, auf. Vier Minuten währt das großartige Schauspiel. Es bebt unter unsern Füßen, obgleich wir wegen Dampf und Hitze weit abstehn, da ein leichter Wind den Wasserstrahl bald hierhin, bald dorthin sendet. Ergriffen steht man vor dem Wunder der Natur, und nur zögernd kehrt man zum Alltagsleben zurück.

[41] Im Hotel erwartet uns das Abendessen. Danach führt uns unser Student noch zur Bärenfütterung. Das Hotel schenkt seine Speisereste den Bären auf einem besondern Futterplatz. Es stehen einige Wärter mit geladenen Gewehren abseits. Die Zuschauer sind durch niedrige Drahtgitter vom Futterplatz getrennt.

Der Vortrag eines Führers macht uns mit den Eigenarten der Tiere bekannt. Zuerst kommen einige Grislybären ruhig und majestätisch herangeschritten, und während sie das Mahl verspeisen und sich die besten Bissen herausuchen, halten sie durch vernehmliches Brummen eine ganze Anzahl kleiner schwarzer Bären in gebührender Achtungsentfernung.

Die Grislybären sind schwere und plumpe Tiere und wiegen zwischen 400 und 500 Kilo. Das Erstaunliche ist, daß sie mit einem Gewicht von 8 bis 11 Unzen geboren werden, also überraschend klein sind. Die Bärenmutter besitzt eine Aufopferung für ihre Jungen, über die uns allerlei reizende Geschichten berichtet wurden.

Eigenartig ist die Neugierde der Tiere in bezug auf Behausung. Der Grislybär wie auch der schwarze Bär geht auf jedes Gebäude zu, das leer steht, und sucht sich irgendeinen Eingang. Wenn er ihn nicht findet, schlägt er Türen und Fenster ein und bringt im Innern der Hütte alles in Unordnung beim Durchsuchen nach etwas Eßbarem. Besonders vor dem Winterschlaf! Es ist eigentlich kein richtiger Winterschlaf, sondern eine gewisse Erschlaffung, eine Teilnahmslosigkeit, aus der er sich auch manchmal wecken läßt, um höchst ungnädig zu werden.

[42] Wir sehen die von Karl May so oft beschriebenen großen Ungetüme nach beendeter Mahlzeit wieder in den Wald verschwinden, und im Augenblick kommt eine Menge größerer und kleinerer schwarzer Bären, um das von den Grislys übriggelassene zu verzehren.

Übrigens sind im Yellowstone-Park überall Schilder angebracht: ‚Vergeßt nicht, daß die Bären wilde Tiere sind!‘ Grad, da sie so frei umhergehen und beinahe darauf warten, daß die Menschen ihnen Futter hinwerfen, lassen sich viele verführen, unvorsichtig zu sein. Der Bär schnappt leicht zu, so daß fast täglich während der Besuchszeit Verletzungen durch die Tiere vorkommen. Die Versuchung, diesen so treuherzig in die Welt schauenden, reizenden Tieren nahezutreten, ist wirklich auch sehr groß, doch büßte schon mancher dies Vertrauen mit dem Verlust eines Gliedes oder mit einer mehr oder weniger schweren Verletzung.

Den nächsten Tag [10.9.1930] verbringen wir noch zwischen den Geisern, die wir als größtes Wunder des Yellowstone-Parks empfinden. Wir wurden aufs freundlichste von Amerikanern unterrichtet, daß man die Geiser beim Aufspringen nur gegen die Sonne photographieren darf, was wir bei dem Bild des Daisy am ersten Tag noch nicht gewußt haben.

Die Weiterfahrt führt uns noch an manchem Geiser vorbei. Man hat den heimlichen Wunsch, auch andere Ausbrüche zu sehen, aber dieses Glück ist uns nicht beschieden. Man darf schließlich nicht zu unbescheiden sein. Zu gern hätten wir den auf dem Seeboden liegenden Geiser springen sehen, aber er tat uns nicht den Gefallen.

[43] Die Fahrt am See entlang ist von ganz anderm Reiz und, wie schon früher gesagt, ist dieser Teil unsern Alpen sehr ähnlich. Es ist nur zu begreiflich, daß an den Seen verschiedene Camps liegen und auch ein herrliches, großes Hotel.

Nach einer langen Fahrt über die Hochebene, quer durch eine Wiese, auf der sich im Herbst etwa 1400 Elke sammeln sollen, kommen wir erst zum Wasserfall und dann an den Canyon des Yellowstone.

Man steht an einem oben etwa 4 km breiten, 600 m steil abfallenden Tal. Das Wasser hat sich ein tiefes Flußbett durchbrochen. Unser Student zeigt uns Adlerhorste an den felsigen Uferhängen, und diesmal weilen wir allein auf dem Aussichtspunkt und staunen andächtig über die Größe der Natur.

Vielleicht haben wir durch allzu langes Schauen unser Tagesprogramm zu sehr ausgedehnt. Als uns aber unser Rost fragt, ob wir noch auf den Mount Washburn, dessen Kuppel wir in einiger Entfernung sehn, fahren wollen, stimmen wir doch freudig zu.

Auf stark gewundenen Schlangenwegen, über einen schmalen Berggrat geht die Fahrt hinauf. Hier ist erst vor wenigen Tagen der letzte Schnee weggeschmolzen, um Platz für bald neufallenden zu machen. Wir erreichen den Gipfel und stehn im Spätnachmittagslicht auch jetzt ganz allein hoch über allen Bergen. Man sieht 70 Meilen weit – also über 100 km ferne Berggipfel. Die Luft ist unbeschreiblich klar und leicht. Wir genießen dankbar die wunderbare Stunde und verweilen so lange als möglich in unsre Mäntel gehüllt auf der Höhe. [44] Im Unterkunftschaus, aus rohen Felsstücken gefügt, mit einem Steintisch und Feuerplatz für Wanderer, die vom Sturm und Schnee überrascht die Nacht dort zubringen müssen, liegt ein Buch bereit zum Eintragen der Namen. Auch wir schreiben uns ein. Vielleicht kommt doch einmal ein Leser dort hinauf in diese Einsamkeit, dann mag dieses ein Gruß für ihn sein.

Nach der Abfahrt empfängt uns im Canyon Hotel Gesang und Spiel einer vorzüglichen Kapelle. Wenige Menschen sind in der großen Halle, und die Klänge der schwermütigen Gesänge bringen uns auf einmal starkes Heimweh.

Das ist übrigens etwas, wovon Karl May, trotz seines vielen Weilens in weiter Ferne, auch immer gepackt worden ist. So hat er mit einmal aus dem Orient ein kleines Gedicht geschickt, das die Zeilen enthielt:

Heimweh unter fernem Dach  
hielt mich wohl noch lange wach.

Vor seinem geistigen Auge wird dabei wohl die Villa Shatterhand gestanden haben, die heute auch meine Gedanken umkreisen. Ich gehe im Geist durch die lieben Räume, streichle den hochbeinigen, wackligen Schreibtisch und sehe den niedrigen Sessel. Hier hat er alle seine Werke geschrieben, und es ist mir immer etwas Wunderbares zu sehn, mit welcher Ehrfurcht und Ergriffenheit viele der Besucher vor diesem alten Schreibtisch stehn.

Plötzlich erfaßt uns eine große Schreibwut, und ohne vorherige Verabredung nützen wir beiden den Abend, um Kartengrüße in die geliebte Heimat zu senden.

[45] Der nächste Tag [11.9.1930] bringt uns die schöne Ausfahrt durch das Osttor. Eine letzte Mahlzeit noch im Camp-Restaurant, und wir werden am Ausgangstor nach Cody als ausfahrendes Auto und als ausfahrende Besucher gezählt.

#### 4

#### **Vom Yellowstone-Park nach Cody**

Durch die Jagdgründe der Schoschonen – Der ‚Geistersee‘ – William Cody – Karl May und Buffalo Bill – Ein deutsches Settlement – Winnetous Grab

Der Weg vom Yellowstone-Park nach Cody führt am Schoschonenfluß entlang durch das etwa 130 km lange Schoschonental. Es ist ein großer Stauweiher angelegt. Dort, wo früher vielleicht ein schöner Wasserfall hinuntergerauscht ist, wird jetzt dem Fluß der Weg durch eine große Stauanlage versperrt. Durch diese Anlage ist elektrische Kraft gewonnen und ein meilenweites fruchtbares Land entstanden. Die Staumauer hat eine Dicke von 30 m und dämmt die großen Wassermengen ab. Wundervolle Felsengebilde begleiten die hinabführende Straße. Hier war die Heimat der Schoschonen, der Crows und der Blackfeet. Signalfeuer leuchteten einst von den Bergen hinaus ins Land, Fehde oder Frieden verkündend.

Den Indianern war früher der Kampf etwas ganz anders wie zu der Zeit, als sie von den Weißen verdrängt wurden. Kampf galt ihnen nur dann als heldenhaft, wenn sich Mann gegen Mann mit bloßer Hand oder gleicher Handwaffe gegenüberstanden, wie es Karl May oft beschreibt. Den [46] Gegner mit Pfeil oder Kugel zu erlegen, galt ihnen als Feigheit. Zu dieser Kampfesart kamen sie erst durch die Weißen.

Auch das Skalpieren ist keine indianische Sitte. Die Weißen hatten Kopfprämien eingeführt. Für jeden Indianerkopf, der ihnen gebracht wurde, gaben sie eine Geldbelohnung. Später wurde dann bloß die



Kopfhaut weggenommen. Den Indianern galt das Skalpiereien nicht als Heldentat. Sie nahmen nur die erbeuteten Skalpe mit heim, um sie den ihren zu zeigen und sie beim Siegestanz zu benützen, dann aber wurden sie meist vernichtet, wodurch die jetzt noch erhaltenen Skalpe selten geworden sind. Das Karl-May-Museum hat deren achtzehn.

Die Indianer haben einen starken Kinderglauben, ein ausgesprochenes Gefühl für Gut und Böse. Die Sagen, die sie erzählen, sind alle von großer Poesie. Ich besinne mich, von Karl May – grad über die Schoschonen – folgendes gehört zu haben:

Im Westen vom Big Horn steigen vom Schoschonenfluß steile Berge zum Himmel empor. Sie haben das Aussehen von herrlichen, hohen Türmen und umgeben schützend einen sich in dichtem Grün bergenden, stillen See. Auf diesem See<sup>10</sup> fahren in Vollmondnächten die abgeschiedenen Helden mit Kanus an ihren zurückgebliebenen Angehörigen vorüber, die auf dieses Wiedersehen wartend am Ufer standen. Die Indianer glaubten die Verübergleitenden deutlich zu erkennen und waren glücklich über diese Gesichter, die ihnen Glück und Frieden verhießen. Plötzlich blieben die Kanus aus. Vergeblich [47] warteten die Indianer auf ein weiteres Erscheinen ihrer Abgeschiedenen und wußten jetzt, daß ihre Schutzgeister von ihnen gegangen waren. Ihrem Glauben nach stand nun auch ihre Vertreibung bevor, ein Schicksal, daß die benachbarten Stämme schon erreicht hatte. Ihre Ahnung erfüllte sich, sie mußten den Weißen weichen.

Das bewegte mich wehmütig bei der Durchfahrt, denn heute ist weit und breit in dieser einst von Indianern bevölkerten Gegend kein solcher mehr zu sehen. Meilenweit liegt einsam das Schoschonenal.

Am Spätnachmittag kamen wir in Cody an und wurden durch ein kleines Blockhaus begrüßt, das sehr an unser Museum in Radebeul erinnert. Es wurde erst vor ganz kurzer Zeit errichtet und birgt die Erinnerungen an Buffalo Bill, der manchem älteren Leser durch seine Wild West Show in Erinnerung sein dürfte. Auch Karl May hat ihn gekannt.

Da William Cody einer der größten Scouts war und gerade gegen die Indianer einen mörderischen Kampf geführt hat, so möchte ich einen Augenblick bei seinem immerhin seltsamen Leben verweilen.

Er ist im Jahre 1845 als Sohn eines Farmers in Scott County nahe der kleinen Stadt Le Clair in Staate Iowa geboren. Karl May ist im Jahre 1842 geboren. Beide sind also Zeitgefährten.

Mit 14 Jahren tötete er seinen ersten Indianer und diente schon als Jüngling der Union. Er vertauschte als Scout diese seine blaue Uniform für die graue der Konföderierten, und die Nachrichten [48] herüberzubringen. Diese beiden sich feindlich gegenüberstehenden weißen Parteien waren aber allezeit in einem einig, und zwar darin:

*„The only good Indian is a dead one“*: Der einzig gute Indianer ist ein toter Indianer.

Als im Jahre 1866 die Pacific Railroad gebaut wurde, hatten die Unternehmer Gooddard [Goddard] Brothers die Ausführung übernommen und dafür 1200 Arbeiter eingestellt, die mit Fleisch versorgt werden sollten. Die Unternehmer fanden als Helfer dafür William Cody, der gegen einen Monatslohn von 500 Dollar sich verpflichtete, jeden Tag zwölf Büffel zu liefern, was er auch 1 ½ Jahr lang durchführte.

In dieser Zeit wurde er schon als Büffeltöter bekannt, und zum erstenmal erschien sein später berühmter Name: ‚Buffalo Bill‘. Bill ist die amerikanische Abkürzung des Namens Wilhelm, so daß der Name mit ‚Büffel-Wilhelm‘ zu übersetzen ist. Später rüstete Cody förmliche Jagden auf Büffel aus.

Noch war er aber nicht der einzige und größte Büffeltöter. Er hatte einen Partner namens Bill Comstock, der mit einem Henry-Stutzen ausgerüstet war und gleichfalls gewaltig unter den Büffeln aufräumte. Die beiden Meisterschützen kamen überein, ein Wettmorden unter den Büffeln zu veranstalten, zu dem eine Menge Zuschauer herbeiströmte. Wer die meisten Tiere an einem Tag erlegen würde, sollte allein den Namen Buffalo Bill tragen dürfen. Das Wettschießen fand statt. Nacheinander kamen drei Herden Büffel. Davon am Vormittag zwei. Danach standen die Zahlen für Cody 48 und für [49] Comstock 23 Büffel. Schon während der Mittagsrast wurde die dritte Büffelherde gemeldet. Der Endsieg fiel zugunsten Codys aus, der 69 Büffel an diesem Tag geschossen hatte. Comstock blieb mit 48 Büffeln hinter ihm zurück. Allein für die Versorgung der Eisenbahnarbeiter hatte Buffalo Bill in dem Zeitraum von 1 ½ Jahren nach eigener Feststellung 4280 Büffel erlegt. Dazu kamen noch die Lustjagden, die unter seiner Führung berühmt wurden und bei denen ungezählte Tausende vernichtet wurden.

Das Endziel dieses Hinschlachtens der Riesentiere lag darin, den Indianern ihre Hauptnahrung und Kleidung

---

<sup>10</sup> Gemeint ist wohl der Yellowstone-See

zu nehmen. Außerdem hat Buffalo Bill auch in Schlachten gegen die Indianer sehr tätig mitgewirkt. Das dankbare Amerika ehrt dafür sein Andenken durch ein 1924 gesetztes Reiterstandbild, und zwar in dem Ort Cody, wo er seine großen Wild West Shows eingeübt hat.

Nachdem die Indianerschlachten und Büffeljagden beendet waren, wurde er, erst ohne Erfolg, Schauspieler, kam aber dann auf den Gedanken, die Reste der Indianer als Sehenswürdigkeit durch die Welt zu führen. Er sammelte armes Indianervolk, Cowboys, Reiter aller Nationen, Meisterschützen, nette Mädels und zog damit durch die Welt. Damit erzielte er einen riesigen Erfolg und erwarb ein Vermögen.

Es ist reizvoll, daß er zweimal in Dresden gewesen ist. Einmal waren ihm die Indianer untreu geworden, und er hatte sich Rixdorfer dazu herangebildet. Es kam heraus, und das gute Dresden ließ sich das natürlich nicht gefallen, so [50] daß er abziehn mußte. Ein zweites Mal kam er mit echten Indianern wieder und lud Karl May ein, ihn zu besuchen. Der beste Freund der Indianer war indes kein Freund des Indianertöters, und nur meine Bitten bewogen ihn, die Einladung anzunehmen. Der alte Herr empfing uns in liebenswürdigster Weise, vor der selbst die Frostigkeit Karl Mays etwas schwand, dem es schwer fiel, seine Abneigung gegen den Feind der roten Rasse zu verbergen. Dann mußten wir alle seine Einrichtungen in Augenschein nehmen, und Karl May unterhielt sich längere Zeit mit einem Indianer in seiner Muttersprache. Cody verstand, wovon die Rede war, denn er lachte, klopfte Karl May auf die Schulter und meinte: ‚Sie sind ein Idealist, mein Lieber; nur das Recht des Stärkeren und Schlauerer gilt.‘ Auch der Indianer schien diesen in englischer Sprache geäußerten Satz verstanden zu haben, denn sein Gesichtsausdruck veränderte sich, und Haß flammte in seinem dunklen Auge auf.

Karl May war von diesem Augenblick an zugeknöpft und einsilbig. Er lehnte es auch ab, nach der Vorstellung noch ein Stündchen mit Cody zu verplaudern; er habe etwas Unaufschiebbares vor. Auch unterließ er es, Cody zu sich einzuladen, obgleich er es mir vorher versprochen hatte. Als ich ihn fragte, warum er dem liebenswürdigen alten Herrn so zurückhaltend begegnet sei, da sagte er, es ginge gegen seine Natur, mit einem Mann beisammen zu sein, der sich nicht scheue, mit Menschenseelen Handel zu treiben; er habe mir mit diesem Besuch ein großes Opfer gebracht, und nun möchte er nichts mehr davon hören.<sup>11</sup>

[51] Codys Vermögen zerrann wieder, und als armer Mann starb er 1917 in Denver. Seine Nichte legte in Cody das Museum an, das wir eingehend besichtigten. Es birgt aber wenig Indianersachen, sondern in der Hauptsache Kleidungsstücke und Erinnerungen an Cody, seine alten Uniformen und von ihm erlegte, ausgestopfte Tiere. Besonders in die Augen fallend ist ein großes Bild, das seine größte Tat verherrlicht. Es stellt den Sieg in der letzten Schlacht gegen die Indianer dar. Im Vordergrund steht Buffalo Bill, im Begriff, dem General den Kopfschmuck eines am Boden liegenden, blutüberströmten Indianerhäuptlings zu übergeben<sup>12</sup>. Endgültiger Sieg! *The only good Indian is a dead one!*

Daß Karl May und Cody in ihren Anschauungen grundverschieden waren, ist ja selbstverständlich.

Wir wählten Cody als Ausgangspunkt vom Yellowstone-Park nur, weil uns die Buffalo-Bill-Erinnerungen anzogen. Denn auch Patty Frank, der Hüter des Karl-May-Museums, gesellte sich bereits vierzehnjährig als Pferdejunge zu den Wildwestleuten Buffalo Bills, als diese 1890 in Frankfurt a. M. weilten; nach sechs Monaten kehrte er jedoch reuevoll zurück. In späteren Jahren, nachdem er bereits eine eigene Artistengruppe leitete, trat er nochmals bei Buffalo Bills Show auf<sup>13</sup>. Patty Frank hat ebenso wie Karl May immer die liebenswürdige Art Codys betont, wenngleich auch er dessen Indianermetzelei durchaus verabscheute. Letzte Erinnerungen an dieses abenteuerreiche Leben sind [52] eine Anzahl Bilder aus dem Besitz Patty Franks, die jetzt unser Wildwest-Blockhaus schmücken.

An diesem Abend bringt Luz zu meiner Überraschung auf einmal den dritten Band von ‚Winnetou‘ hervor. Sie gräbt sich darin ein und ist für mich für den Rest des Abends nicht mehr zu sprechen.

Im Süden vom Yellowstone-Park liegen die Wind-River-Berge, die wir mit der Seele und den Augen vom Washburn-Berg schon gesucht haben. Was diese Berge bedeuten, weiß der May-Leser ja genau. Es ist die Stätte von Helldorf Settlement und Winnetous Grab.

Könnt ihr euch einen Begriff machen von einem Flußtal in den Rocky Mountains? Der Boden der Berge ist, wie schon vorher erwähnt, mit Steinen durchsetzt. Nur ein geringer Pflanzenwuchs und niedrige Büsche

<sup>11</sup> # gekürzte Wiederholung von: Klara May „Old Shatterhand und Buffalo Bill“, Karl-May-Jahrbuch 1918, S. 201-205.

<sup>12</sup> # „Schlacht“ von Summit Springs, 11.07.1869, wobei Buffalo Bill angeblich Chief Tall Bull, den Anführer der Cheyenne, tötete.

<sup>13</sup> Vgl. Vorwort zum Aufsatz, ‚Die Indianerschlacht am Little Bighorn‘ von Patty Frank (Karl-May-Jahrbuch 1926)

werden in dieser Trockenheit vom Boden hervorgebracht. Die Sonne scheint heiß an die Berglehnen und auf das schmale Flußbett, das nur zur Regenzeit mehr Wasser zu Tal bringt. Man kann sich kaum vorstellen, daß ein emsiger Fleiß diesem harten Boden Früchte und Wohlstand abringt. Wir fahren und träumen. –

Plötzlich steht ein Bild überraschender Fruchtbarkeit vor unsern Augen. Hier haben sich vor mehr als 50 Jahren Deutsche angesiedelt. Vor mehr als 50 Jahren, als Karl May von der Siedlung der Helldorf-Deutschen berichtete. Durch eine 6 Meilen, also etwa 9 km lange Wasserleitung haben sie von weit oberhalb ihres Besitztums einen Teil des Flußbettes abgezweigt und sich dadurch fruchtbares Land geschaffen. Unser Auge sieht kraftstrotzende Sträucher und wunderbare Obstanlagen. Das Dorf [53] ist ja auch unverkennbar deutsch angelegt, wenngleich es bloß aus dem steindurchsetzten Boden der dortigen Gegend, der leicht lehmig ist, erbaut ist.

Wir sind in einem Zaubergarten. Fabelhafte Pfirsiche, Äpfel und Pflaumen, prächtige Weintrauben bieten sich unserm Auge dar. Die Früchte werden hier verpackt und weit fort an die Bahn gebracht. 50 Jahre hat der Gründer dieser Niederlassung hart und schwer gearbeitet. Große Schafherden, die am Fluß weiden, bilden den Reichtum der Farmer.

Was für eine Geschichte ist an diesem Settlement vorbeigerauscht? Welche Anfeindungen haben die Farmer erlebt, bis alles so weit gefördert war? Sind sie es, die vom alten Helldorf Settlement vertrieben wurden? Haben sie hier endlich ein ruhiges Dasein gefunden? Haben sie hier die Steine aus dem Flußlauf schneiden wollen, deren Fundort ihnen der sterbende Winnetou verraten hatte?

In geringer Entfernung sehen wir plötzlich vor uns einen Hügel mit drei Kreuzen. Wir sind beide wie elektrisiert. Unser Rost muß halten. Wir kommen ihm wohl etwas verworren vor in unsrer Aufregung und in unsrer Ergriffenheit.

Drei Kreuze auf einem Hügel! Winnetous Grab?

Ich eile an diese Stätte, zu den Kreuzen, die so tiefe Erinnerungen wecken.

Wer ruht hier?

Drei Kreuze wurden einst auf Winnetous Grab errichtet. Einfache, schlichte Holzkreuze. –

Wir haben nichts gefragt und nichts geforscht. Ergriffen und still fuhren wir weiter.

[54] Traumland? Wirklichkeit? –

Natürlich nur Traumland! Aber das beirrt uns nicht, denn wir wollen ja nichts anderes als träumen – träumen!

Und was steht dort am Weg? Die unverkennbare Settlements-Kapelle! Vom Turme läutet das kleine Glöcklein zum Abendgebet. Ob wohl in manchem Herzen noch das Lied nachklingt:

Es will das Licht des Tages scheiden,  
es bricht die dunkle Nacht herein?

### **Auf der Burlington Pacific nach dem Süden**

Auf Karl Mays Spuren – Massa Bob – Der Indianer und das Auto – Karl Mays Treffsicherheit – Denver – Zum *Summit Lake* – Colorado Springs und der ‚Garten der Götter‘ – Nach New Mexiko hinein – Harvey-Reisen – Zu den Puebloindianern – Die *Cliff Dwellings* – Kenntnisse der Indianer – Santa Clara und El Taos – Sante Fé – Harvey-Gaststätten.

In ‚Weihnacht‘ erzählt Karl May, daß Dr. Rost bei den Schoschonen zurückgeblieben sei, um bei ihnen seine medizinischen Studien zu machen. Auch wir müssen jetzt von ‚unserm Rost‘ Abschied nehmen, in Cody, im ehemaligen Jagdgebiet der Schoschonen. Und ‚eine innere Stimme‘ sagt mir, daß er seinen Weg genau so sicher geht wie der andre, von dem Karl May zu berichten weiß, daß er einer der gesuchtesten Naturärzte des Ostens geworden sei. Ob er wohl eine Ahnung davon gehabt hat, daß er für uns etwas mehr als ein bloßer Kraftfahrer gewesen ist? Vielleicht! Denn ein paarmal geschah es, daß wir ihn – aus Versehen natürlich – mit [55] Mister Rost anredeten, was und jedesmal einen verwunderten Blick von seiner Seite eintrug. Wie er wirklich hieß, tut wohl nichts zur Sache, für uns war er und ist er – ‚unser Rost‘.

Die Burlington-Eisenbahn nimmt uns wieder auf und führt uns weiter – dem Süden entgegen. Wir sind abends eingestiegen und erwachen am nächsten Morgen [12.9.1930] auf endlos kahler, brauner Hochebene.

Verdorrttes Gras auf niedrigen Hügeln, soweit das Auge reicht.

Der Neger schlägt die Betten zusammen und zieht gegen die grelle Sonne die Vorhänge herunter. Wir erheben lebhaft dagegen Einspruch. Er sieht uns erstaunt an und lächelt uns überlegen zu: „*Oh, there is nothing to see the whole day*“.

Hat der Mann eine Ahnung! Mag sein, daß er nichts anderes sieht als eine kahle, verdorrte Prärie, aber für uns belebt sich diese Öde mit einer Fülle von anheimelnden Gestalten. Den ganzen Tag fahren wir durch ein jedem May-Leser aus ‚Unter Geiern‘ und ‚Weihnacht‘ vertrautes Gebiet. Wir sehn Old Firehand einsam am Ufer des Bighorn am Lagerfeuer sitzen – am Powder River reitet der Bärenjäger mit seinem Jagdtrupp den grausamen Sioux in die Hände – Old Shatterhand und Winnetou jagen den Bighorn aufwärts, die Gefangenen zu befreien – dort drüben an einem der kleinen Flüsse westlich der Black Hills, die vom Zug gekreuzt werden, lag der Store des Bärenjägers – die Laramie Range grüßt aus weiter Ferne herüber und zeigt uns die Richtung an, die von den Westmännern damals nach dem Finding-hole eingeschlagen worden ist – sie alle, alle erscheinen nacheinander und stellen [56] sich uns vor, der dicke Jemmy, der lange Davy, der lustige Hobble-Frank, der junge und doch so mannhafte Wokadeh und Massa Bob, der Neger.

Massa Bob! Es ist reizvoll, das Spiel zu wiederholen. Aber diesmal sind wir schon kühner als das erstemal bei ‚unserm Rost‘ und fragen daher unsre schwarze Bedienung höflich – denn diese Leute haben nicht wenig Ehrgefühl –, ob er etwas dagegen habe, wenn wir ihn während der Dauer der Fahrt mit Massa Bob rufen würden.

Der Schwarze zeigt sein prachtvolles Gebiß: „Oh, Mylady, wenn es Euch Vergnügen macht –“

„Es ist nur, weil – weil mein Mann einmal einen treuen Diener hatte, der auch Bob hieß, und – und – wir erinnern uns an diesen Mann so gern.“

Das Gesicht des Schwarzen zieht sich noch mehr in die Breite.

„Well, Mylady, für Euch bin ich gern Massa Bob, solange Ihr wollt.“

So sind wir denn wieder glücklich versorgt. Leider werden wir durch ihn ein wenig enttäuscht, denn anscheinend hat er von den Namen der Berge und Flüsse, an denen vorbei und über die wir hinwegfahren, keine Ahnung. Als wir die Bighornberge hinter uns haben, fragen wir ihn, wie lange wir noch bis zum Powder River zu fahren hätten. Wir wollen die Stelle, wo die Bahn den Fluß kreuzt, nicht gern verpassen.

Unser Bob gibt uns achselzuckend die Antwort, daß er einen Fluß dieses Namens nicht kenne.

Das ist bedauerlich! Wenn er doch einmal Massa Bob vorstellt, so sollte er doch den Fluß kennen, an dem sein Herr, der Bärenjäger, einst in die Hände [57] der Sioux gefallen ist. *Nevermind!* Wir dürfen von unserm Massa Bob nicht mehr verlangen, als der Bärenjäger dem seinigen zugetraut hätte, und so tun wir dasselbe, was Old Shatterhand in unserm Fall getan hätte – wir befragen die Karte und sind sofort im Bilde.

*Bad Lands* – so haben die Amerikaner diese ganze Gegend getauft, durch die wir den ganzen Tag fahren, *Mauvaises Terres* steht weiter im Süden auf der Karte. Die französische Bezeichnung will dasselbe wie der englische Ausdruck besagen: ödes, unfruchtbares, zerklüftetes Gelände, das dem Auge nichts bietet und nicht den geringsten Reiz besäße, wären nicht die Erinnerungen an Karl May.

Eine Unterbrechung erleidet die Fahrt an einer kleinen Haltestelle: der Zug hält dort eine Viertelstunde zum Gedächtnis der gefallenen Weißen – wir sind am Custer Battlefield, wo die Indianer ihren letzten großen Sieg errangen<sup>14</sup>. In der Entfernung von ungefähr einer Meile erhebt sich ein niedriger, flacher Hügel, von dessen Höhe das von einem eisernen Gitter umgebene Denkmal winkt und die vielen, auf dem Hügel zerstreuten, schmalen weißen Steine, die die Stelle bezeichnen, wo die Toten begraben wurden.

Von dieser grauenvollen Schlacht, wobei General Custer im Jahr 1876 mit seinen sämtlichen Truppen vollständig vernichtet wurde, befindet sich im Karl-May-Museum eine indianische Darstellung, die beim Gegenfeldzug der Unionstruppen im Lager der Indianer, allerdings unvollendet erbeutet wurde. [58] Auch die Nachbildung eines Schlachtgemäldes in der Kaserne des 7. Kavallerie-Regiments zu Fort Bliß [Bliss], Texas, ist vorhanden.

Gegen Abend sehen wir die ersten Öltürme. Welche Unmengen von Bohrtürmen wir noch getroffen haben, läßt sich nicht sagen. Wir erleben das New Vernango [Venango] des zweiten Bandes von ‚Winnetou‘ in hundertfacher Vergrößerung.

Das Öl ist ein ungeheurer Reichtum der Vereinigten Staaten. Teils ist auch in den Indianerterritorien Öl

---

<sup>14</sup> Vgl. ‚Die Indianerschlacht am Little Bighorn‘ von Patty Frank (Karl-May-Jahrbuch 1926)

gefunden worden, und manche Indianer sind dadurch schwerreiche Leute geworden. Ob aber auch glücklicher?

Es wird eine lustige Geschichte erzählt, wie einer dieser reich gewordenen Indianer einmal versucht hat, sein Geld anzulegen. Er wollte auch ein Auto haben, um ebenso vornehm fahren zu können wie die Weißen. Zu diesem Zweck begab er sich in den nächstgelegenen kleinen Ort zu einem Autohändler, dem er seinen Wunsch kund tat. Leider hatte dieser aber keinen Wagen vorrätig, der groß genug für die ganze Indianerfamilie war und dem Wunsch seines Käufers entsprach. Da sieht der Indianer unter den dort stehenden Wagen einen großen schwarzen, der nach allen Seiten hin offen ist, aber keine Sitze hat. Der gefällt ihm, und er will ihn um jeden Preis [Preis] kaufen. Da es das Leichenauto ist, kann der Verkäufer nicht gleich nachgeben. Schließlich aber ist der gebotene Preis so hoch, daß er dem Indianer den Wagen dafür überläßt. Diesem ist es ganz gleichgültig, welche Bestimmung der Wagen vorher erfüllte. Es werden Bänke hineingestellt, und der Indianer fährt hochbefriedigt seiner Heimat zu.

[59] Nachts haben wir den großen Kreuzungspunkt Cheyenne durchfahren, den wir erst auf der Rückreise bei Tage gesehen haben.

Cheyenne liegt an der Union Pacific Railroad, und an dieser Linie, nur weiter westlich, spielt sich der Eisenbahnüberfall in ‚Winnetou‘ III ab, der Old Shatterhand veranlaßt, den Zug zu verlassen. Bei dieser Gelegenheit gibt er auch eine Probe seiner Treffsicherheit. Da Luz nicht weniger wißbegierig ist wie manch anderer Leser Karl Mays, so möchte sie jetzt etwas über seine Sicherheit im Schießen vor mir erfahren. Ich suche die liebe Neugier zu befriedigen, indem ich ihr erzähle, daß Karl May, trotz der Erblindung in seiner Kindheit, sehr gut gesehen hat. Sein Auge, das später weitsichtig war, ist hervorragend gut gewesen, und seine Hand ruhig und zielsicher, so daß er tatsächlich ein ausgezeichnete Schütze war, wobei die Frage unberührt bleiben mag, ob er in Wirklichkeit imstande gewesen wäre, all die Kunststücke auszuführen, von denen er schreibt. Er hat sich auch in unserm Garten häufig im Schießen geübt.

Am nächsten Morgen [13.9.1930] verlassen wir in Denver, dem Heimatort Old Surehands, den Zug. Freilich ist es heute kein kleiner Ort mehr wie zur damaligen Zeit. Denver bietet im Gegenteil alles auf, um eine Fremdenstadt zu werden. Stadt und Staat bauen mit riesigen Kosten vorzügliche Straßen, um die Schönheit der Umgebung von Denver den Gästen zu erschließen.

Denver ist die Hauptstadt Colorados. Sie liegt 1700 m hoch und hat eine wundervolle Umgebung. Der Bergbau, die Suche nach Gold, die einst Tausende [60] anlockte, ist ganz zurückgegangen, da es sich nicht mehr lohnt. Dafür aber kommen Erholungssuchende und Sportfreudige in großer Zahl nach Colorados Hauptstadt. Ist es doch möglich, dort in kürzester Zeit der Hitze des Alltags zu entfliehen und auf vorzüglichen Autostraßen hinauf zum *Summit Lake* (Gipfelsee) 4000 m hoch zu fahren. Der Weg hinauf zeigt drei verschiedene Bilder. Zuerst führt er an den roten Felsen vorüber, an Klippen, in denen viele Vögel nisten, am Bear Creek Canyon entlang, in dem heute jedoch keine Bären mehr hausen, durch den kleinen Ort ‚Evergreen‘, der in herrlichen grünen Tannen ruht und so mit Recht seinen Namen trägt.

Das Bild wechselt, und der 3000 m hohe Squawpaß wird erreicht. Der Frauenpaß erlaubt einen herrlichen Rundblick ins Tal und auf die leuchtenden Schneeberge. Die dünne Luft wird kühl. Noch grünt und blüht alles ringsum. 600 m höher hinauf stehn noch Bäume und Sträucher. Also weit höher als der Pflanzenwuchs bei uns in den Alpen, wo alles Leben in der Höhe von 2000 m er stirbt.

Nun geht es zum Echo Lake, der wieder von herrlichen Tannen umgeben ist. Über ihnen ist das Reich des ewigen Schnees. Im See tummeln sich muntere Forellen und laden zum Fang und leckeren Mahl ein für den, der Zeit und Lust hat, sie zu fangen und im nahen Waldhaus zu verspeisen.

Mit dem Zurücklassen der Baumgruppen kommt die dritte Gebirgsstufe, und endlich wird der *Summit Lake*, der 4000 m hoch gelegene Gipfelsee, erreicht. Er ist ganz in Eis und Schnee erstarrt. Die Aussicht in fabelhafter Klarheit ringsum ist [61] wundervoll. Kleine Seen zeigen sich in der Ferne, im Dunst der Stadt Denver. Zu Füßen liegt Idaho Springs, die älteste Stadt Colorados. Wieviel Leid und wie wenig Glück mag an diesem Namen haften! Dort wurde vor 80 Jahren das erste Gold Colorados gefunden. ‚Deadly dust – tödlicher Staub‘, wie die Indianer es nannten.

Der Rückweg bringt neue Bilder und Erinnerungen an die Indianerzeit. Eine Kanone am Weg gemahnt an jene Tage, in denen die Indianer dort vertrieben wurden. Mancher Indianer mag hier seinen letzten Ruheplatz gefunden haben, und nicht weit ab liegt Buffalo Bills Grab. Im Tod liegt so nahe beieinander, was sich im Leben so hart bekämpft hat.

Fleißige Kinobesucher finden in Denver einen alten Bekannten, und zwar ist es ‚*Leo the Lion*‘, der vor allen Filmvorführungen der Mayer-Goldway-Gesellschaft<sup>15</sup> im Bild als Schutzmarke erscheint. Er wohnt im Zoologischen Garten in Denver und feierte, als wir dort waren, seinen 16. Geburtstag. Alle Zeitungen brachten sein Bild.

Von Denver fahren wir zur Colorado Springs Station und widmeten diesem sehenswerten Punkt den folgenden Tag.

Colorado Springs hat seinen Namen vom Ursprung des gleichnamigen Flusses, der in einer nahe liegenden Schlucht durch Herabstürzen von einer Felsenklippe zur andern sechs schöne übereinander liegende Wasserfälle bildet. Später durchfließt er den Grand Canyon.

Ganz in der Nähe von Colorado Springs liegen auch heiße Quellen, die für Badezwecke benützt [62] werden, und der berühmte Wackelfelsen, der mir von der Schule her noch in unauslöschlicher Erinnerung steht. Natürlich haben auch wir versucht, ihn zu bewegen, was uns jedoch nicht gelang. Es können bequem zehn Personen oben stehen und sich mit ihm schaukeln, ohne daß er abrollt. Leider ist er heute durch einen Bretterzaun von der Natur abgeschnitten und nur gegen ein Eintrittsgeld von fünfzig Cents zu besichtigen.

Gegen Abend besuchen wir noch ‚*the Garden of the Gods*‘, der den Indianern früher heilig war und für ihre Gottesdienste benützt wurde. Es sind eigenartige, rote Felsgebilde.

Für die nächste Nacht nimmt uns wieder die Eisenbahn auf. Wir sind todmüde, so daß wir den um 11 Uhr an unseren Zug angehangenen Chicagoer nicht mehr erwarten, obgleich er Herrn Lieberknecht bringt. Wir ahnen ja auch nicht, wie müde er ist und ob er nicht auch schon schlafend den ‚Anschluß‘ erreicht. Eigentlich hätte wenigstens die Squaw Old Shatterhands wach bleiben sollen, denn der Anschluß mit dem Chicagoer Zug vollzieht sich in einer Stadt, die jedem May-Leser aus ‚Winnetous Erben‘ vertraut ist, nämlich in Trinidad, das den Ausgangspunkt für den Ritt hinauf nach dem Mount Winnetou bildet. Aber einesteils bin ich wirklich sehr müde, und dann – ich würde ja doch im Dunkel der Nacht nichts weiter als bloß den Bahnhof zu sehen bekommen. Und eigens auszusteigen hat keinen Wert. Zwar geht von hier aus der Weg nach dem *Devils Pulpit*, aber ich habe dort oben nichts zu suchen, weil ich nicht wie Old Shatterhand ein Stelldichein zwischen den Sioux und den Utahs zu belauschen habe. Und [63] außerdem ginge dieser anstrengende Abstecher wohl über meine Kräfte.

Schlafend geht es im Ratongebirge über die Grenze von New Mexico, schlafend und sicher vor Tokeichun und seinen Komantschen überfahren wir die Quellflüsse des Canadian, an dem Old Shatterhand so manches Abenteuer erlebte, und wir schlafen immer noch, als früh am nächsten Morgen [14.9.1930] jemand an unser Abteil klopft. Es ist zu unsrer Freude Herr Lieberknecht, der in den nächsten acht Tagen unser Reisebegleiter sein wird.

Wir gehen in den Speisewagen zum Frühstück und sind bald in einer angeregten Unterhaltung.

„Wißt ihr“, fragt auf einmal Herr Lieberknecht, „in welcher reizvollen Gegend wir uns gerade befinden?“

„Keine Ahnung!“ erwiderte ich. „Wir sind doch eben erst aufgestanden. Ich weiß nur, daß wir irgendwo in New Mexico sind.“

„Nun, wir durchfahren eben die Landschaft zwischen dem Quellgebiet des südlichen Canadian und dem des Rio Pecos.“

„Nun? Und?“

„Ich weiß zwar nicht, ob der Bahnbau der ursprünglichen Vermessungslinie vollständig entspricht. Aber wenn das der Fall ist, so müssen wir uns jetzt genau auf der Strecke befinden, die von dem jungen Old Shatterhand und seinen Surveyors bearbeitet worden ist.“

„Ah!“ staunt Luz.

Und „Ah!“ entfährt es auch meinem Mund.

Die ziemlich einförmige Gegend hat auf einmal bedeutend an Reiz gewonnen, und mit offenen [64] Augen nehme ich das Bild der Landschaft in mich auf, wo Old Shatterhand seine ersten Westmannslorbeeren in der Schule des alten Sam Hawkens erworben hat. Der Zauber des ersten Bandes ‚Winnetou‘ erfaßt mich, und Intschu tschuna, Winnetou und Klekih-petra werden wieder lebendig. Der Zug hält eine Minute in Las Vegas.

---

<sup>15</sup> # Metro-Goldwyn-Mayer (MGM) entstand 1924 durch Zusammenschluss von 3 Filmproduktionsgesellschaften. Das „Leo the lion“-Trademark gehörte der Goldwyn Pictures Corp. Auch wenn es 1930 einen Löwen im Denver Zoo gab, dass es sich um eines der MGM-Maskottchen „Slats“ oder „Jackie“ handelte, darf bezweifelt werden.

Wer weiß, vielleicht ist es gerade hier, wo Rattlers Kugel den Lehrer Winnetous traf? Oder spielte sich hier der Zweikampf zwischen Old Shatterhand und ‚Blitzmesser‘ um das Leben der gefangenen Apatschen ab?

In San Miguel kreuzen wir den Rio Pecos, der hier, so nahe am Ursprung, nur ein seichtes, wasserarmes Flußbett zeigt, und meine Gedanken wandern nach Süden zum Apatschenpueblo, der Heimat Winnetous, das auch Old Shatterhand zur zweiten Heimat geworden ist. Dort unten, vielleicht 150 *km* entfernt, mag es am Ufer des Pecos liegen. Wir werden es nicht zu sehen bekommen, aber dafür nächstens eine Reihe von andern Pueblos in Augenschein nehmen, die für mich den Ersatz bilden müssen für das eine, einzige, unvergeßliche dort unten im Süden.

Um 9 Uhr erreichen wir die Station Lamy. Diese ist nach dem berühmten Bischof benannt, dem es als erstem gelang, unter den eingeborenen Indianern Fuß zu fassen, nachdem 23 spanische Priester, die nacheinander versucht hatten, dort Mission zu treiben, ihr Leben hatten lassen müssen.

Von Lamy nach Santa Fé reisen wir mit einem Auto, das uns die Harvey-Gesellschaft stellt. Außerdem wird jeder Reisegruppe noch eine Führerin mitgegeben. Diese Reisen sind so trefflich eingerichtet, daß ich darüber etwas Näheres berichten möchte.

[65] Wie schon erwähnt, geht der Hauptverkehr nach dem Westen von Chicago aus. Dort ist der Ursprung der Harvey-Gesellschaft. Fred Harvey betrieb zuerst in Chicago Restaurationen und übernahm die Verpflegung der Speisewagen der Sante-Fé-Eisenbahn. Ihm und seiner Teilnahme für die Indianer ist es zu danken, daß viele Sehenswürdigkeiten von Arizona und New Mexico auch dem bequem Reisenden erschlossen wurden. Fünfundzwanzig große Hotels und fünfundsiebzig Essenseinkehrhäuser (*lunch rooms*) sorgen dafür, daß alles gut zugänglich und ohne persönliche Entbehrungen erreichbar ist.

Die Führerinnen der Reisegesellschaft werden zu ihrer Bestimmung besonders ausgebildet. Sie treiben einige Monate Geschichts- und Völkerkunde, um ihren Reiseschützlingen genaue Auskunft geben zu können.

Nördlich und südlich der Santa-Fé-Pacificlinie weitet sich in New Mexico und Arizona ein ungeheures Gebiet, das 200 000 Geviertmeilen mißt und in geschichtlicher und landschaftlicher Hinsicht für den Reisenden die größte Anziehungskraft besitzt. Umschließt doch diese Gegend die Stätten der alten mexikanischen Ansiedlungen und Missionen, die verlassenen Indianerpueblos und *Cliff Dwellings*, und die Berge, Canyons und Wälder der Indianerreservationen.

Bis vor kurzem war dieses ganze Gebiet für den Durchschnittsreisenden so gut wie unzugänglich. Oder er hätte nur unter den größten Opfern an Geld, Zeit und Kraft dorthin gelangen können. Seit wenigen Jahren ist es anders geworden. Heute werden jene Gegenden, zu deren Besuch man [66] sich bis vor kurzem noch wie zu einer Expedition ausrüsten mußte, durch die Harvey-Reisegesellschaft in wenigen Tagen, ja Stunden erschlossen, und was früher ein schönes Stück Geld gekostet hat, wird jetzt um verhältnismäßig billigen Preis von Harvey übernommen. Man hat sich um gar nichts mehr zu bekümmern: um keine Ausrüstung – die übernimmt Harvey –, um keine Verpflegung – die übernimmt Harvey –, um keine Beförderung und Führung – die übernimmt selbstverständlich Harvey. –

Nach einer reichlichen halben Stunde haben wir die 18 Meilen von Lamy nach Santa Fé im Auto zurückgelegt. Das letzte Dutzend Meilen sind wir auf dem historischen Santa-Fé-Trail gefahren, auf dem Pfad, der einst von den Blahenwagen der Auswanderer befahren wurde. Die Depeschenreiter sind auf ihm dahingejagt, die erste Überlandpost (1849) hat ihn benützt, zu Beginn der sechziger Jahre haben die großen Concordkutschen die Hetze von Independence in Missouri bis Santa Fé in zwei bis drei Wochen gemacht – um den Preis von 150 Dollar –, und auch Old Shatterhand mag manchmal in ihn eingebogen sein, wenn er aus der Wildnis auf einige Zeit zur Gesittung zurückkehren wollte.

Die Weiterfahrt führt uns nordwärts nach Pojoaque, dem ersten Indianerdorf. Die Bewohner werden Puebloindianer genannt und bezeichnen sich als die Nachkommen der Cliff-Indianer. Dann kreuzen wir den Rio Grande auf der Otowibrücke. Der Fluß ist jetzt schmal und fast trocken. Wie reißend er aber zur Zeit des Hochwassers sein kann, zeigt [67] uns ein auf dem Flußboden liegendes, verunglücktes Auto. Dann klettert unser Wagen den Otowi-Canyon empor und erreicht an Tsankawi und andern vorgeschichtlichen Ruinen vorbei und durch ein von bewaldeten Canyons durchsetztes Gelände hindurch unser Ziel.

Am Rande des El Rito-Canyons<sup>16</sup> steigen wir dreiviertel Stunden zu Fuß ganz steil hinab nach dem El Rito Ranch.

---

<sup>16</sup> # Es ist der Frijoles-Canyon mit dem „El Rito de los Frijoles“. Der „El Rito Canyon“ ist in der Nähe von Taos.

Ein stattlicher Bach zieht sich dort durchs Tal und macht die Umgegend von El Rito Ranch fruchtbar. Freundliche Wirtsleute begrüßen uns und tragen uns ein sauberes Mahl mit den Erzeugnissen ihrer eigenen Gärten auf. Auch ein paar Hühnchen hatten ihr Leben für uns lassen müssen.

Trotz der sengenden Sonne, die uns ziemlich lähmt, folgen wir dem Lauf des Baches aufwärts, treten aus dem Wäldchen hinaus und finden uns auf einmal gegenüber den Felsenwohnungen von Tyuonyi<sup>17</sup>. In die Felsen eingehauen sind nur die hinteren Gemächer, das heißt, ein großer Raum und ein kleiner Kochraum. Davor liegt aus Steinen gebaut und mit Holzästen gedeckt noch ein Wohnraum. Über den jeweiligen großen Öffnungen am Felsen, die den Eingang zu den hinteren Zimmern bildeten, sieht der Beschauer Löcher, in denen Baumäste befestigt waren, um die Decke des Vorbaues zu tragen.

Solche Wohnungen sind nicht bloß am untern Rand der Felswände, sondern auch höher oben, wo der Felsen etwas zurückspringt. Die einzige Verbindung mit den oberen Wohnungen bildeten steile Einschnitte in den Fels, die jetzt wie recht unbequeme Stufen anmuten, oder Leitern. Diese waren früher [68] aber nicht Sprossenleitern, wie wir sie von den Pueblodörfern her kennen, sondern eingekerbte Baumstämme. In den rückwärts liegenden Gewölben ist tausend Jahre alter Ruß an der Decke, der sich dort vom Feuerplatz angesammelt hat – lange ehe Kolumbus amerikanischen Boden betrat.

Zum Schluß überrascht uns noch eine ganz große Felsenwohnung, der sogenannte Ceremonial Cave<sup>18</sup>. Dort haben die Indianer in beträchtlicher Höhe der steil abfallenden Felswände eine große Höhle dazu benützt, ihre heiligen Tänze zu verrichten. Karl May beschreibt uns etwas Ähnliches in ‚Winnetous Erben‘. Er darf den Priester in solche einem Felsentempel besuchen und findet mit Rührung, daß Winnetou dort einmal ein Kreuz aus Passionsblumen hinterlassen hat. Ob es wohl das Ceremonial Cave von La Frijoles war, das er damit schilderte?

Am Fuße der Felsenwohnungen war das Gemeindehaus. Mit ganz eigenartigen Gefühlen schreiten wir durch alle diese Bauwerke eines bodenverbundenen, großen Naturvolkes. Was mag der alte Nadelbaum, den Herr Lieberknecht, die Harvey-Führerin und ich nicht umspannen können, hier wohl alles gesehen haben?

Die Sonne meint es noch immer sehr gut, und vor uns liegt der Anstieg des steilen Felsweges. Da ich es mir nicht zumuten kann, hinaufzusteigen, so vertrauen wir uns braven Pferden an, die uns wohl und sicher zu den Felsen hinaufbringen, obgleich sie immer grade an dem Abgrundrand ihren Pfad suchen.

[69] Die Indianer, die hier lebten, kannten als Haustier nur den Hund und den Puter. Das Pferd, mit dem wir uns den Indianer immer verwachsen denken, hat erst der Spanier eingeführt. Hunde finden wir in jedem Indianerdorf in überreicher Zahl und von ganz unmöglichen Rassen. Heute hat der Indianer natürlich Hühner, Pferde, Maultiere und Esel.

Für das Weitere verdanke ich die genauen Schilderungen, die ich geben kann, dem hochverdienten Forscher und Chemiker Präsident Prof. Dr. James A. Branegan in Philadelphia. Er ist auf Karl May aufmerksam geworden durch dessen Bücher und seine Liebe zu den Indianern. Er hat uns anlässlich einer Reise nach Deutschland in Radebeul besucht und unsre Sammlung mit prähistorischen Indianersachen bereichert. Er sandte mir seine wissenschaftlichen Arbeiten<sup>19</sup> über die Ureinwohner Amerikas, die beweisen, daß diese gute Kenntnisse in Chemie, Mechanik, Geologie, Handwerkskunst, Medizin, Astronomie, Färberei und Landwirtschaft hatten, kurz, daß sie fleißige Arbeiter waren.

In allen diesen Künsten und Wissenschaften glaubten wir nur den Europäer bewandert. Dr. Branegan zeigt uns aber in seinen Abhandlungen an Hand von wissenschaftlichen Forschungen, wie vertraut die Indianer mit allen diesen Dingen schon vor 2000 Jahren waren. Sie waren keineswegs unwissende Wilde, wie man uns glauben ließ. In ihren Arbeiten lag Planmäßigkeit und Nachdenken. Sie waren den heutigen Indianern weit überlegen, die durch das Eindringen der Weißen mit ihrer ‚Zivilisation‘ das wurden, was sie heute sind.

[70] Obgleich ihre Kenntnisse natürlich nicht wissenschaftliche Grundlagen hatten, sondern aus praktischen Erfahrungen hervorgegangen waren, verstanden sie doch vieles, was ihrem Leben wertvoll war. Zum Beispiel bereiteten sie Knochen so zu, daß sie glashart wurden und nicht splitterten oder absprangen. Sie machten daraus Werkzeuge, Messer, Pfeilspitzen usw. Zu diesem Zweck wurden die Knochen in heißer Asche

---

<sup>17</sup> # Im Frijoles-Canyon gibt es zwar die beschriebenen „Cliff dwellings“, aber Tyuonyi ist ein frei im Tal stehendes, rundes, aus Bruchsteinen erbautes Pueblo.

<sup>18</sup> # Heute „Alcove House“ mit rekonstruierter Kiva.

<sup>19</sup> # James Augustus Branegan: Chemistry and Science in Prehistoric America (1925).



entfettet und immer wieder angefeuchtet, bis der gewünschte Zustand erreicht war. Das Fett der Knochen und die Asche ergaben überdies Seife.

Die Schwester Winnetous verehrte dem heimlich von ihr geliebten Old Shatterhand einen indianischen Anzug, den sie eigenhändig gegerbt und genäht und in den sie alle ihre heimlichen Mädchenwünsche hineingewoben hatte. Und Kliuna-ai, der ‚Mond‘, gerbte für Sam Hawkens die Haut des erlegten Grisly und nähte ihm daraus einen neuen Trapperrock<sup>20</sup>. Und wir können überzeugt sein, daß es sich in beiden Fällen um Meisterwerke indianischer Handfertigkeit handelte. Denn die Gerberei war bei den Indianern so entwickelt, wie heute kaum bei uns. Im Karl-May-Museum sind ganz alte Kleider von so feiner Ledergerbung und Färbung, daß sie sich wie weiche Seide anfühlen. Man gerbte mit Rinde und Gehirn von Tieren. Die verwendeten Farben sind oft ausgezeichnet echt, besonders in der Behandlung der Wollsachen. Man denke nur an die kunstvollen Chilkatdecken, die in den Farben Schwarz, Weiß, Gelb und Blau hergestellt werden. Schwarz wurde erzeugt durch Kochen der Wolle mit Schierling, [71] Gelb durch Kochen in Urin und im Saft einer Baumflechte, *Evernia vulpina*, Blau durch Zusatz von Kupfererde. Braun und Rot wurden durch Roteisenstein hergestellt. Grün wurde aus Malachit gewonnen. Für fleckenloses Färben wurde auch der Saft verschiedener Beeren und Nüsse verwendet. Die Rinde verschiedener Bäume diente gleichfalls zu Farbzwecken. Auch der Gebrauch von metallischen Beizen war den Indianern bekannt.

Fischleim, aus der Haut der Fische bereitet, wurde zum Befestigen von Federn und zum Kleben verschiedenster Gegenstände verwendet. Pech wurde hergestellt, um Kanus und Gefäße wasserdicht zu machen.

Hervorragend waren die Indianer in der Herstellung von Töpfen. Alte tausendjährige Töpfe, die heute ausgegraben werden, sind von einer Härte und Schönheit in den Farben, daß die heute hergestellten sie nicht erreichen. Der Lehm war von einer besondern Art und wurde mit fein pulverisierten Muscheln oder Schalen vermischt. Die Bemalungen waren Schnörkel und Zeichen in roter Farbe, die aus oxidierten Eisenfarben hergestellt und vor dem Brennen aufgetragen wurden. Grabfunde in den Tälern des Mississippi und Missouri legen Zeugnis ab von der eigenartigen, schönen Kultur der prähistorischen Indianerarbeiten.

Auch die Mechanik war den Indianern bekannt. Hebel und Drillbohrer wurden benutzt. Die Wechselwirkung kam dabei in Anwendung. Mit Wasser und Sand wurde abgeschabt und geschliffen. Oft waren die Bohrspitzen aus scharfem Flint, und Bohrlöcher in allen Weiten und Tiefen wurden hergestellt. [72] Flint wurde für Pfeile, Speere und Messer verwendet, jedoch nicht für Hämmer usw., weil Flint im Gebrauch splittert. In derartigem Handwerkzeug wurden vom Wasser ausgewaschene Steine verwendet oder auch Roteisenstein. Diese aus Roteisenstein hergestellten Äxte haben zum Teil noch bis heute ihre Schärfe und Politur erhalten. Das Museum in Washington zeigt davon besonders viele.

Als Geologen waren die Indianer in der Kenntnis der Bergkunde und der Bodenbeschaffenheit erfahren. Dieses Wissen ist auch den heutigen Indianern noch eigen.

Die Handfertigkeit der Indianer war stark entwickelt. Aus Schiefer und Stein, dem sogenannten roten Speckstein, der nach Catlin Catlinit benannt wurde, schnitten sie wundervolle Pfeifen, wovon sich eine der schönsten Sammlungen im Karl-May-Museum befindet.

Die so einfach aussehenden und noch heute viel gefundenen Pfeilspitzen verlangten eine große Geschicklichkeit des Herstellers und genaue Kenntnis des Materials, das mühevoll gesucht werden mußte. Der Stein wurde gebrannt und mit kaltem Wasser übergossen. Dieses kieselartige Gestein zersplitterte dadurch in kleine Stücke, und diese wurden dann zu Spitzen gehämmert. Sie wurden in feuchter Erde aufgehoben, weil dadurch eine leichtere Bearbeitung ermöglicht wurde. Es war eine Kunst, brauchbare Pfeilspitzen anzufertigen.

Eine besondere Industrie an der Ostküste war ferner die Herstellung der wunderbaren Wampums. Sie wurden als Geld gehandelt und für Schmuck aller Art verwendet. Die Wampumperle ist aus [73] weißen und farbigen Muscheln hergestellt – eine unendlich mühevolle Arbeit. Gleichmäßige kleine Muschelstücke wurden mit dem Bohrer durchlöchert und genau wie eine Glasperle benutzt. Die Glasperlen waren es dann auch, die durch die Europäer eingeführt, später als Zahlungsmittel galten und die Indianer der mühevollen Herstellung der Wampumperlen enthoben. Heute dürfte die Anfertigung dieser Wampums völlig in Vergessenheit geraten sein. Man findet sie nur noch in Museen. Auch das Karl-May-Museum hat einige

---

<sup>20</sup> ‚Winnetou‘ I

hervorragend schöne Wampumarbeiten aufzuweisen.

Von den Medizinmännern der Indianer und ihrem Medizinbeutel wurde und wird viel Unrichtiges berichtet. Dennoch waren es keineswegs nur Beschwörungen, die diese Männer als Hilfeleistungen zur Hand hatten. Im Gegenteil, jene Indianer hatten, und zum Teil auch noch die heutigen haben eine vorzügliche Kenntnis von Kräutern, Wurzeln und Früchten verschiedenster Art, deren Heilwirkungen ihnen bekannt sind. Auch die Siedler lernten vieles von dem roten Mann, und so manches Mittel mag auf diesem Weg zu uns gewandert sein, wie das Kokain, Chinin und vieles andere.

Auch der Gebrauch der Schwitzkuren war den Indianern bekannt. Der Kranke saß nackt in einem mit Decken dicht zugemachten Hüttchen. Um ihn herum waren rotglühende Steine gehäuft, die mit Wasser befeuchtet wurden. Auf diese Weise entstand ein Dampfbad.

Was früher bei den Medizinmännern belacht wurde, ist auch heute bei uns in Anwendung: die Suggestion! Damit wurde bei den Indianern allezeit [74] gearbeitet, und heute wenden diese Art der Heilung bei uns nicht nur Nichtfachleute an, sondern auch hervorragende Gelehrte.

Oft wurden die Indianer von Unkundigen als faul geschildert. Sie waren und sie sind es nicht. Sie bestellten ihre Felder und bauten Mais, Bohnen, Obst, alles, was sie brauchten. Ja, die Indianer an der Ostküste düngten ihre Felder, um sie fruchtbarer zu machen, mit Menhadenfischen, die in großen Mengen an der Küste gefunden wurde. Sie führten so dem Boden den wertvollen Phosphor zu.

Wie viele Nahrungsmittel sind heute bei uns in Gebrauch, die schon lange vor der Entdeckung Amerikas dort bekannt waren. Allen voran der Turkey, der Truthahn, der bei den Yankees überall als Weihnachtsbraten gilt, dann die Kartoffel, Mais usw.

Boote und Zelte wurden für Jagdzwecke gebaut. Ein gutes Teil ihrer Zeit nahmen auch die Kultdienste in Anspruch, zum Beispiel die monatlichen Tänze, auf die ich später zurückkomme, und die Leibesübungen, durch die die jungen Leute zu Männern erstarkten. Dazu boten die so umständlichen Feste für Geburt, Heirat und Tod, an denen stets der ganze Stamm Anteil nahm, Abwechslung. [75] Gab es noch freie Zeit, so kamen die reizvollen Spiele in Anwendung, die vom einfachen Ballspiel über Wettläufe im Sommer und Winter, bis zu den ernstesten Kampfspielen gingen und viel Gewandtheit und Übung voraussetzten.

Zu all dem muß in Rechnung gezogen werden, mit welch dürftigen Mitteln das Feld bestellt werden mußte, wie mühevoll die Herstellung der Kleider war, die sie so kunstvoll zu schmücken wußten. Wie bewundern wir die unendlich feine Quillararbeit der Frauen im Karl-May-Museum. Es sind dünne Stachelschweinsborsten, die gefärbt wurden und mit feiner Tiersehne auf das Leder genäht wurden. Später kamen die schönen Perlstickereien, die Wampum und Stachelschweinsborsten ablösten und noch heute hier und da in Erscheinung treten, obgleich die Indianer kaum noch nach alter Art gekleidet gehen – außer zu Schaustellungen. Selbst die heute weit in der Wüste zurückgezogen lebenden Indianer tragen europäische Kleider und unterscheiden sich im Aussehn nicht von Spaniern. Sie sind dazu gezwungen, weil die Weißen ihnen ihre Tiere weggeschossen haben und ihnen so das Leder geraubt wurde.

Gehen wir nun aber gar nach Mexico und sehen dort die wundervollen Tempel und Pyramiden in Uxmal, Palenque und Teotihuacan, dann müssen wir bewundernd vor diesen Baumeistern stehen, die auch Indianer waren. –

Wir sind abends wieder im La-Fonda-Hotel und schlafen uns gut aus, nachdem wir unser Gepäck auseinandergenommen haben, da wir die nächste Nacht in El Taos verbringen wollen. –

[15.9.1930] Der erste Teil des Weges nach Puyé fällt mit dem [76] gestrigen zusammen. Erst hinter Pojoaque sind wir wieder ‚auf fremden Pfaden‘. Gegenwart und Vergangenheit reichen sich hier die Hände. Wir begegnen Indianern, die vor unserm Auto stumm ihr Pferd zur Seite lenken, und Maultieren, schwer bepackt mit Feuerholz, das für Santa Fé bestimmt ist. Alles genau wie vor dreihundert Jahren. Die Welt scheint hier stillzustehen.

Puyé, bemerkenswert wegen seiner vorgeschichtlichen Ruinen, liegt im Nordwesten, jenseits des Rio Grande, hoch oben auf dem Pajarito-Plateau. Nachdem wir den Fluß hinter uns haben, nimmt uns eine großartige, wilde Natur auf. Die Straße klettert und windet sich wie eine Schlange den Canyon empor. Oben wenden wir uns links zu einem kurzen Besuch des Pueblo von Santa Clara, dessen Bewohner wahrscheinlich Nachkommen jener der Cliffhöhlen von Puyé sind. Der Tehua-Name (sprich Tewa) für dieses alte Pueblo bedeutet: ‚Wo die wilden Rosen nahe dem Wasser blühen.‘

Sobald sich hier ein Harvey-Auto zeigt, kommen mit größter Geschwindigkeit Indianerinnen heran und

breiten auf dem freien Platz einen ganzen Laden voll Tonwaren vor sich aus. Santa Clara hat die Berühmtheit der schwarz geräucherten Töpfe, Krüge und Schüsseln. Was uns hier angeboten wurde, waren alles schwarzpolierte Vasen und Schalen, die ich trotz ihrer Zerbrechlichkeit wohlbehalten mit nach Hause gebracht habe. Die Tonwaren werden aus der Hand geformt und nicht gedreht wie von unsern Töpfern. Dann werden sie in der Sonne getrocknet, mit Schafsmist ausgefüllt und in den Backöfen langsam gebrannt.

[77] Die Wohnungen sind innen alle frisch ausgeweißt und tadellos sauber gehalten. Die Einrichtung besteht fast immer nur in einer Lagerstatt, ein paar Stühlen und einem Tisch.

Wir besuchen einen Maler. Der Mann hatte nie Zeichenunterricht gehabt und hat doch das Wesentliche der Sache ausgezeichnet erfaßt. Dann gehen wir zu einem Schuhmacher, der aus feingegerbtem Schafleder die wundervollen, großen, weißen Lederschuhe für die Frauen arbeitet. Zuletzt kehren wir bei einem Korbflechter ein.

Kurz vor Mittag geht es über offenes Grasland weiter, und überall treffen wir auf Spuren von dem ‚vergessenen Volk‘. Die Prärie geht schließlich in Wald über, und als wir unter den letzten Bäumen hinausfahren, stehn wir auch schon vor der hohen Cliffwand von Puyé.

Rechts und links, soweit das Auge reicht, ist die Wand wie übersät mit schwarzen Höhlen von jeder Größe und Form, und aus dem Felsen sind eigenartige Figuren herausgemeißelt – seltsame Vögel, Fische und andre Tiere. Mit Hilfe von Leitern und Stufen, die vor tausend Jahren für mit Mokassins bekleidete Füße ausgehauen wurden, steigen wir auf die Höhe des Cliffs hinauf. Oben stehn wir inmitten der weit ausgedehnten Gemeindewohnungen, die mehr als tausend Räume enthielten. Und wohin wir den Blick schweifen lassen, schauen wir ein überwältigendes Panorama von Bergen, Tälern und Wäldern.

Nachdem wir in der von Harvey angelegten Frühstücksstube Mittag gemacht haben, brechen wir nach unserm nächsten Ziel auf – Taos. Künstler [78] und Dichter haben miteinander gewetteifert, den Ruhm dieser uralten Indianerstadt am Fuß der Taos Range zu verbreiten. Seine wundervolle Lage, seine prächtigen Indianertypen und das malerische Leben in und vor seinen Mauern haben es zum Mekka für Künstler von Weltruf gemacht.

Der Rio Grande, im Unterlauf schlammig und von schmutzigem Gelb, ist auf dem Weg nach Taos ein hübscher blauer Gebirgsfluß. Unsre Straße folgt auf einer Strecke von zwanzig Meilen seinem Canyon, um dann östlich in den noch tieferen des Taos River einzubiegen, der uns nach einiger Zeit auf das breite, von 4000 m hohen Peaks umsäumte Hochtal von Taos führt.

Gegen Abend erreichen wir das amerikanische El Taos. Dort steht eine der ältesten Missionskirchen, 1772 erbaut. Das Bild ist überall bekannt, da es auf vielen Reklameschriften der Harvey-Gesellschaft zu sehn ist. Ein angenehmes Hotel, ‚Don Fernando‘, beherbergt uns für die Nacht.

[16.9.1930] Am nächsten Morgen fahren wir frühzeitig weiter nach dem unweit gelegenen indianischen El Taos. Dieses Pueblo bietet an Bauten das Überraschendste. In großartiger Umgebung gelegen, ist es zu jeder Jahreszeit für den Besucher von hohem Reiz. So wie es heute in fünf hohen Terrassen aufsteigt, hat es von den dunkelsten Anfängen indianischer Geschichte an heruntergesehn auf Komantschen und Apatschen, auf Pah-Utahs und Navajos, auf Spanier und Mexikaner, Kanadier und Engländer, auf Händler, Trapper, Soldaten und Priester, und alle, alle haben in irgendeiner Weise ein Blatt zu der an aufregenden Begebenheiten reichen Geschichte von Taos hinzugefügt.

[79] Schon von weitem fällt der Blick auf den ‚Palast‘ des Governors. Wir fahren auch gleich dort vor, um dem hohen Herrn unsere Aufwartung zu machen. Er kann es nämlich gar nicht gut leiden, wenn Fremde seine Stadt durchziehn, ohne sich ihm vorgestellt zu haben. Im dritten Stockwerk des ‚Palastes‘ ist sein Empfangs- und Arbeitsraum, wenigstens stehn darin ein Tisch und ein Stuhl. Das unterste Stockwerk dient als Speicher, darüber sind Wohnungen, die auf Leitern zu erreichen sind, und wir sehn schon kaum dreijährige Kinder allein dort hinaufklettern.

Ich werde dem Governor in meiner Häuptlingswürde vorgestellt. Diese scheint jedoch auf ihn keinen überwältigenden Eindruck zu machen, denn als wir Miene machen, ihn abzuknipsen, verlangt er auch von uns den üblichen Dollar.

Sobald die Indianer mit den Weißen oft in Berührung kommen, lernen sie den Wert des Geldes kennen und fangen an, es auf jede Art zu verdienen. Ja, der Governor hat sogar bestimmte Steuersätze. Die Benutzung des Rolleiflexgeräts, das uns alle schönen Aufnahmen hervorgezaubert hat, genehmigt er mit einem Dollar. Die Verwendung eines Kino dagegen kostet vier Dollar. Herr Lieberknecht und Luz haben den Palast schon

verlassen. Ich plaudere noch ein Weilchen mit dem Governor hoch auf des Daches Zinnen.

Ich kann es nicht beweisen, denn ich bin damals nicht dabei gewesen, aber ich möchte darauf schwören, daß El Taos heute und La Frijoles gestern Karl May bei der Schilderung der Burg Tatellah Satahs am Mount Winnetou als Vorlage dienten, [80] abgesehen vielleicht von der Landschaft am und um den Mount Winnetou, für die Karl May ein anderes Vorbild vorgeschwebt haben mochte.

Von großem Reiz ist die zerschossene, alte Missionskirche. Bei der Erhebung im Jahr 1847 hatten die Indianer den weißen Regierungsvertreter ermordet und sich mit ihren Frauen und Kindern in dieser Kirche verbarrikadiert, nebenbei auch zu dem Zweck, sich in den Schutz des Großen Geistes der Christen zu stellen. Leider ließen die Weißen dieses Asylrecht nicht gelten. Sie schossen kurzerhand die Kirche zusammen; kein einziger Indianer entkam.

Eine kleine neue Kirche predigt wieder den Christenglauben.

Um das Dorf herum liegen die Korralen. Um einen Begriff davon zu geben: Das Heu wird einfach auf Holzgerüste gelegt, und die Pferde können es durch die Äste hindurch abfressen. Eine bequeme und einfache Art: denn es regnet ja hier so selten, und das Futter reift mehrmals im Jahr.

Da das ganze Dorf nur aus dem Lehmklitsch des Bodens erbaut ist, hält der Putz nicht allzu lange, und die sengende Sonne läßt leicht Risse entstehen. Es sind daher immer Frauen an der Arbeit, ihre Häuser frisch abzuputzen. Der Putz besteht aus dem Boden, vermengt mit Wasser und Pferdemist.

Vor dem Mittagessen durchstreifen wir noch den Ort El Taos, wo sich eine Malerkolonie befindet.

Es wird uns hier auch das Haus von Kit Carson gezeigt, der einer der berühmtesten Scouts war. Er war kein Kunstschütze, kein Showman, wohl aber ein abenteuerlicher Vordränger in das Indianerland. In Madison County geboren, lernte er als [81] Sattler in Franklin, lief aber mit 10 Jahren schon davon. Er war dreimal verheiratet, einmal mit kirchlichem Segen, die beiden andern Male mit Indianerinnen, die er sehr geliebt hat, obgleich er ein Kämpfer gegen ihre Rasse war.

Nachmittags sind wir bei guter Zeit in Santa Fé, so daß wir noch den alten spanischen Palast und seine Sammlungen ansehen können. Santa Fé ist auch ein bei Karl May oft genannter Ort. Er war früher ein großer Handelspunkt auf dem Weg nach Mexico. Die Spanier haben dort eine der ersten Missionen gegründet, aber die Missionare konnten schwer Fuß fassen. Trotzdem war es ihnen so wichtig, dort zu herrschen, daß sie immer wieder neue Priester hinbrachten, bis es endlich dem als hervorragenden Menschen berühmten Lamy, der ein Franzose war, glückte, das Vertrauen der Indianer zu gewinnen.

Zum Schluß noch ein Wort über die Harvey-Hotels!

Ehre, wem Ehre gebührt! Harvey ist nicht nur ein Unternehmer, der Geld verdienen will, sondern auch ein Künstler. Jawohl, ein Künstler! Denn er versteht es vorzüglich, den Gast in der Stimmung zu erhalten, die dieser wünscht und die dem Reisenden sowohl als auch dem Geldbeutel des Unternehmers zukömmlich ist. Aus diesem Grund sind die Hotels erstklassig eingerichtet. Aber man sieht es ihnen von außen nicht an. Man merkt überhaupt nicht, daß man es mit einer Gaststätte zu tun hat. Solch ein Harvey-Hotel sieht zum Beispiel in Toas aus wie ein indianischer Pueblobau, an dem sogar die Leitern außen an den Mauern nicht fehlen dürfen. Freilich sind diese nur für das Auge da, nicht für den [82] Verkehr. Oder in mehreren Stationen Arizonas sieht es aus wie ein breit angelegter altmexikanischer Rancho oder am Grand Canyon des Colorado wie ein riesiges Blockhaus. Aber immer ist es Stil, dem jeweiligen Geiste der Landschaft und ihrer Geschichte angepaßt.

Ein bitteres Gefühl steigt in mir auf. Wie leicht hat es der Amerikaner verstanden, sich den Verhältnissen anzupassen, wenn es Geld zu verdienen gilt! Hätte er nur einen Teil dieses seines Anpassungsvermögens dem roten Mann gegenüber angewandt – wer weiß, ob dann die Geschichte des Indianers nicht ein versöhnlicheres Bild zeigen würde.

leicht wellig und hat in ihrer weiten Ausdehnung nur den eigenartigen Reiz, den Unbewohntheit und Einöde haben.

Eine der größten Stationen ist Albuquerque, wo der Zug kurze Zeit hält. Hier sind wir auf der Linie der Reiseerzählung ‚Satan und Ischariot‘ Band III angekommen. Vielleicht hat sich das große Hotel, das Harveys auch hier eingerichtet haben, aus dem Konzertsaal entwickelt, in dem damals das Wiedersehen [83] zwischen Old Shatterhand und den Geschwistern Vogel stattfand.

Bis Pueblo Laguna fahren wir ungefähr in der gleichen Richtung, auf der damals die Westmänner den Millionendieben nachjagten, dann trennt sich aber unser Weg. Wir fahren nach Nordwesten weiter, während die Linie nach dem Yumapueblo, wo die Sache mit den Millionendieben zum Klappen kam, nach Südwesten weist. Über die Gegend ist nichts zu sagen; um 4 Uhr erreichen wir Gallup.

Luz streikt und behauptet, sie könne die warme Luft auch draußen schlucken; sie will wieder einmal ein bißchen auf und ab gehen. Wie gewöhnlich bringt sie ein Ereignis, zwar nicht ins Haus, aber in die Eisenbahn. Es ist nämlich auf dem Bahnsteig ein Herr auf sie zugetreten mit der Frage: ‚Are you Mrs. May?‘ Man hat ihr also die Deutsche an der Nasenspitze angesehen. Wer hier nach uns fragt, kann nur unser Freund, Herr Julius Wetzler, sein.

Bevor ich weiter erzähle, möchte ich von Herrn Wetzler<sup>21</sup> berichten, denn sein Leben ist bezeichnend für einen Westmann europäischer Abstammung, wie ihn Karl May so oft beschreibt. Herrn Wetzler und seiner Kenntnis der Indianermundarten verdanken wir die Möglichkeit, später tagelang durch die Reservation fahren zu können, und da er diese Zeilen sicher lesen wird, möchte ich ihm hier von Herzen für all seine Güte und Fürsorge danken.

Herr Wetzler war ein Lausbub, und das Drücken der Schulbank in seiner Heimatstadt Frankfurt a. M. mußte seinem Drang ins Weite, der sein Leben ausgefüllt hat, schon naturgemäß eine Strafe sein. Er wurde also, wie er uns lächelnd erzählt, von seinen [84] Eltern der Schulqual in der Quarta mit vierzehn Jahren entrissen und in ein Schnittwarengeschäft nach Mannheim in die Lehre gegeben. Mit siebzehn Jahren war das Ziel seiner Sehnsucht, Amerika, für ihn erreicht. Aber auch der Osten war noch nicht seine Liebe. Es zog ihn westwärts. Fernab von jeder Bahn fand er in einem Store Beschäftigung.

Diese Stores sind in größter Einsamkeit weit vorgeschobene Läden, die den Indianern alles bringen, was ihnen die Zivilisation für ihr bescheidenes Dasein schenken kann. Vor allen Dingen: Ledersättel, Riemen, eiserne Ketten, Nägel und Werkzeuge. Es ist selten, daß der Indianer mit Geld bezahlt; er bringt dafür seine Webereien, seine Silbersachen, die auf einer überraschenden Stufe der Handfertigkeit stehen, und handelt mit Wolle oder auch mit seinem Vieh.

Der Verkäufer im Store ist nicht ein Kaufmann, der nur für seinen Nutzen arbeitet. Er muß, wenn er etwas erreichen will, ein Freund seiner Kundschaft sein. Der Indianer muß fühlen, daß er bei ihm Tagespreise erhält, denn sonst wird er mißtrauisch und reitet lieber stundenweit nach einem andern Store, um dort sein Glück zu versuchen. Hat er aber zum Storebesitzer Vertrauen gefaßt, so kommt er auch, um sich in all seinen großen und kleinen Sorgen beraten zu lassen.

Manchmal geschieht es, daß der Indianer in Not gerät, daß er keine Erzeugnisse zum Tauschen hat und auch kein Geld, um das zu kaufen, was er dringend braucht. Dann muß der Storebesitzer auch Verleiher sein. Er bekommt als Pfand alte Indianersachen, die in einem bestimmten Zeitraum eingelöst [85] werden müssen. Natürlich tut der Indianer alles, um wieder zu seinem Eigentum zu kommen. Wenn ihm das aber nicht gelingt, dann verfallen die Pfänder, und das ist der Weg, auf dem alte Indianersachen manchmal in den Handel kommen.

Der Store vereinigt also ein ganzes Stück Zusammenleben von Weißen und Indianern in sich. Und die Freude, mit der Herr Wetzler von ihm bekannten Indianern unterwegs begrüßt wurde, zeigte uns, welche Beliebtheit er gewonnen hatte.

Wir kennen die Stores durch Karl Mays Beschreibungen. Ich erwähne bloß den Store des Bärenjägers droben am Fuß der Black Hills<sup>22</sup>, den Store im Öltal von New Venango<sup>22a</sup> und den am Arkansas<sup>22b</sup>. Die Schilderungen entfallen auf eine Zeit, da es sich nur um kleine, vorgeschobene Posten handeln konnte.

---

<sup>21</sup> # Julius Wetzler (1868-1938) war 1888-1892 Posthalter von Bittahochee bei Holbrook, mietete 1896 den ‚mercantile store‘ von Henry Scorse. Er wird im Census von Holbrook 1910 als Viehzüchter geführt (mit Frau Emaline, und den Söhnen Sidney und Julius C.), 1917 Stadtrat in Holbrook.

<sup>22</sup> ‚Unter Geiern‘

<sup>22a</sup> ‚Winnetou‘ II

<sup>22b</sup> ‚Kapitän Kaiman‘

Ähnlich ist es auch gewesen, als Herr Wetzler seinen eigenen Store in Holbrook gründete. Er war damals das Haus von Holbrook.

Herr Wetzler hat auch eine passende Lebensgefährtin gefunden, die, reizvoll für uns, ihre Jugend im Apatschenland verbracht hat. Die Schilderung, die uns Herr Wetzler von dem einsamen Store seiner Schwiegereltern gegeben hat, von den Raufereien und Schlägereien, von den schlimmen weißen Elementen, die als fragwürdige Abenteurer im fernen Westen umherzogen, könnte ein Kapitel aus Karl May sein. Er spricht von den siebziger Jahren, und Karl Mays Bücher spielen ungefähr in der gleichen Zeit.

Der kleine Store von Holbrook bekam Post, aber noch viel mehr, er wurde eine Haltestelle der Santa-Fé-Eisenbahn. [86] Was Holbrook geworden ist, hat Wetzler geschaffen: stattliches Hotel, Postgebäude, ansehnliche Läden, Wohnhäuser – das meiste ist von ihm gebaut.

Der Junge, der auf der Schulbank so wenig Fließ aufbringen konnte, ist bis zum heutigen Tag ein nimmermüder Mensch. Heute werden die großen Viehherden, die er zusammenkauft oder die sein Sohn auf eigener Farm heranzieht, mit der Bahn nach dem Osten geschafft. Früher hat er selber die Herden wochenlang begleitet und getrieben, bis sie an die Zivilisation herankamen. Seine Familie besuchten wir später in einem reizenden Heim in Los Angeles. Ihm aber hat es bis zum heutigen Tag die Weite angetan, und unter freiem Himmel zu schlafen ist ihm auch heute noch ein Genuß. ‚Er hat eben den Atem der Savanne getrunken‘, würde sich Karl May ausdrücken.

Es fällt mir schwer, ihn mit einem der dem Leser bekannten Westmänner deutscher Abstammung zu vergleichen. Er ist keiner von ihnen allen, oder vielmehr, er hat von einem jeden etwas geerbt: von Old Death die Unstetigkeit, von Old Firehand den Geschäftssinn, von Rost den unermüdlichen Fleiß, von Hobble-Frank die Anhänglichkeit an seine alte deutsche Heimat und von Klekih-petra die Liebe zu den Indianern. Alles in allem stellt er wohl einen der achtenswertesten Vertreter des Deutschtums im Ausland dar.

Wie er jetzt vor mir steht, um mich aufs herzlichste zu begrüßen, fällt mir etwas auf: seine lange, hagere Gestalt, die wenigstens 1,80 m mißt. Das ist ja der reinste lange Davy, denke ich mir. Er braucht [87] nur seinen schwarzen Bratenrock, den er mir zur Ehre angelegt hat, auszuziehen und seine unendlichen Glieder – verzeih Sie, Herr Wetzler – mit ledernen Leggings zu bekleiden, dann ist die Verwandlung fertig.

Meine lieben Leser können sich vorstellen, wie froh wir sind, diesen Freund kennenzulernen, der schon früher unser Karl-May-Museum mit manchem schönen Stück bedacht hat. Herr Wetzler wird mit Jubel begrüßt. Wir hatten ihn eigentlich erst in Holbrook an den Zug gebeten und sind von der Freundlichkeit, mit der er mir schon ein paar Stunden früher entgegenkommt, aufrichtig gerührt.

Er schlägt uns vor, mit ihm die Fahrt in die nördliche Hopi- und Navajo-Indianerreservation zu unternehmen; er würde für alles sorgen. Unser Programm mit Herrn Lieberknecht ist indes darauf zugeschnitten, daß wir nach all dem Geschauten eine Ruhewoche am Grand Canyon genießen wollen. Das können wir nicht fallen lassen, und so wird besprochen, daß Luz und ich uns erst nach Herrn Lieberknechts Heimfahrt dem langen Davy – wollte sagen Herrn Wetzler – anvertrauen wollen.

Die Einsamkeit des versteinerten Waldes ist von Harvey durch einen regelmäßigen Autoverkehr ebenfalls dem Publikum erschlossen. Zu diesem Zweck steht in Holbrook ein Harvey-Wagen bereit, mit dem man die Fahrt in den versteinerten Wald unternimmt und der die Besucher nach 2 Stunden 40 Minuten in Winslow wieder an den Zug bringt.

Da liegen auf dem früheren Meeresgrunde die gestürzten, uralten versteinerten Baumriesen. Welche Geschichte ist darüber weggerauscht? Eigenartig [88] ist ein umgefallener Stamm, der in eine solche Lage gekommen ist, daß er zwei kleine Hügel verbindet, also eine Brücke bildet. Leider ist er mit einer festen Betonschicht untermauert, damit dieses Naturwunder durch nichts zerstört werden kann. Allerdings wird der Eindruck dadurch ein wenig beeinträchtigt.

Der lange Davy führt uns in ein dort eingerichtetes Museum, das die versteinerten Baumstämme geschliffen zeigt. Erst dann sieht man die feine Färbung, die die Kieselsäure dem Holz gegeben hat. Das versteinerte Holz schimmert in allen Farben, von Braun-Gelb, Gold-Gelb bis zum tiefsten Rotbraun und sieht vielleicht aus wie ein köstlicher Achat.

Dadurch haben wir uns reichlich lange aufgehalten. Herr Lieberknecht sieht an der Uhr, daß es höchste, aber auch allerhöchste Zeit ist, um in Winslow den Zug wieder zu erreichen. Der lange Davy begleitet uns noch bis dahin. Über die schlechte Fahrstraße des versteinerten Waldes stolpert der Wagen hinweg und fährt durch den Ort Holbrook. Dann aber setzt eine Fahrt ein, wie wir sie alle noch nicht erlebt haben. Um

den Zug noch zu erreichen, müssen wie dreiviertel Stunden lang in 100-km-Tempo fahren. Herr Lieberknecht ist alter Automobilfahrer und muß manchmal mit schneller Fahrt noch eine Station erreichen, manchmal hat er auf wenig belebter Kunststraße selbst eine Weile lang 100-km-Tempo durchgehalten. Jetzt aber gilt es, das auch auf eine weite Strecke zu tun. Als wir in Winslow am Zuge dem langen Davy die Hand drücken, sind wir alle stark benommen.

Und doch möchte ich diese Fahrt nicht missen. Es [89] war etwas Phantastisches. Wir fuhrn direkt nach Westen einem rotglühenden, fabelhaft gefärbten, klaren Abendhimmel entgegen. Schon dieser Sonnenuntergang allein ist ja etwas Wunderbares, besonders in der klaren Wüstenluft, daß Herz und Sinne aus dem Alltag herausgehoben werden. Und nun dazu wir in dieser rasenden Fahrt auf der allerdings schnurgeraden, wundervoll asphaltierten Straße, an der nur ein einziger Ort – eine Mormonensiedlung St. Josef – liegt. Es war, wie wenn wir in den Himmel hineinflögen. Nein, vielleicht doch nicht ganz, denn das müßte wohl ein ruhigeres Fliegen sein. Hier aber hatte die prachtvolle Straße doch immerhin kleine Unebenheiten, über die der Wagen uns unsanft schleuderte. Ich selbst flog einmal mit dem Kopf tüchtig gegen die Decke, mit der Schulter an die Seitenwand, bis ich es erfaßt hatte, mich artig festzuhalten.

O Hatatitla, o Iltschi, alle Achtung vor euren Leistungen! Ihr waret die windschnellsten Pferde des wilden Westens, aber wo wäret ihr heute geblieben! Eure einfache Pferdekraft hätte kläglich versagt gegen unsern 80-PS-Wagen! Aber eines mag euch zu eurem Trost und zu eurer Ehrenrettung gesagt sein. Eure Herren haben sich jedenfalls auf eurem Rücken zehnmal wohler gefühlt als wir auf den schwellenden Polstern unsers Rennwagens! Friede eurem Andenken!

Unser Harvey-Fahrer fuhr wieder vorzüglich. Wenn wir etwas unsanft herumgeschleudert wurden, sagte er jedesmal: *„Excuse me, the road!“* Wahrscheinlich hätte er einen tüchtigen Rüffel bekommen, am Ende gar Entlassung, wenn wir den Zug [90] nicht erreicht hätten. Wir waren an diesem Tag die einzigen, die diesen Ausflug machten. Und das Erlebnis der tollkühnen Fahrt zitterte noch bei dem im Zug eingenommenen Abendessen in uns nach.

## 7

### Ruhepause am Colorado

Der Grand Canyon des Colorado – Die Arbeit seiner Wasser – Hinunter in den Canyon – Karl May und die Natur – Karl May auf dem Dampfer ‚Kronprinzessin Cecilie‘ – Karl May in der Wüste – Wenn ich mit Karl May reiste – Dem Toten ein Kranz

Eine Eisenbahn-Nachtfahrt!

[18.9.1930] Der nächste Morgen läßt uns am Grand Canyon erwachen. Unsre Wagen sind während der Nacht von dem großen Westzug abgetrennt und mit andern von dem nach Osten rollenden Zug, die auch den Grand Canyon als Ziel haben, zusammengehangen worden. Auch der Grand Canyon ist zwar nicht nach ausgerechneten Minuten, wohl aber nach ausgerechneten Stunden zu besuchen. Der Frühzug bringt die Gäste, ein Abendzug nimmt sie wieder zurück. In Williams werden die Wagen dann ost- oder westwärts angehangen, je nach der gewünschten Richtung.

Wir können auch hier wieder das Harvey-Hotel El Tovar bewundern. Es ist ein Holzhaus, das sich ganz der Gegend anpaßt. Trotz des spanischen Namens erinnert hier nichts an spanische Mission und spanische Pioniere.

Ehe wir uns nach unsern Zimmern umsehn, können wir nicht umhin, zuerst zur Aussicht auf den Grand Canyon zu gehen. Wir stehn ehrfurchtsvoll [91] vor diesem Naturwunder, das keine Phantasie trotz der vielen geschauten Bilder ausmalen kann. Wir fühlen uns dankbar und begnadet, daß wir diesen Anblick erleben dürfen. Es verschlägt uns den Atem und die Sprache. Diese phantastischen, großartigen Felsengebilde gleichen einem Tempelreich, von Göttern errichtet. Menschen verschwinden darin wie Ameisen im Wüstensand. Erhabene Gralsburgen reihen sich aneinander in einer Form und Farbenpracht, die keiner Beschreibung standhält. Man kann verstehn, daß die Götterreligion der Ureinwohner dieses Landes hier geboren wurde. Der Donnergott auf seinem Wolkenwagen, von Blitzen umzuckt, konnte nur hier erdacht werden, denn nirgends kann es ein größeres Naturschauspiel geben, als ein Gewitter in diesem Riesencanyon.

Und hier dürfen wir nicht bloß Stunden bleiben – fünf Tage Ruhe sind vorgesehn!

Es ist auch jetzt noch eine äußerst anstrengende und schwierige Sache, den Canyon zu überschreiten, trotzdem Pfade angelegt sind, denn er fällt erschreckend steil ab. Zuerst 1000 *m* bis zum Plateau und dann noch 400 *m* bis zur Sohle des Canyons. Dort unten wälzt sich mit seinen unendlich vielen Stromschnellen der Coloradofluß, der diese Riesenschlucht ausgehöhlt hat. Er ist zwar vom Hotel aus nicht zu sehen, aber später von manchem andern Aussichtspunkt. Das gegenüberliegende Schluchtufer, obgleich 21 *km* entfernt, erscheint doch noch dem Auge ganz deutlich, und wenn abends das jenseitige Hotel sein Licht anzündet, so zweifelt man an dieser weiten Entfernung. Die Luft ist eben unglaublich klar.

[92] Noch heute bringt der Colorado River ständig bis 0,8 Hunderteile Schlamm mit. Er wälzt sich als gelbliches, lehmiges Wasser voran, und selbst von weither sahen wir ihn im Fernrohr stets grau gelb.

Unsere rechenfreudige Jugend möge einmal die Aufgabe lösen, die wir uns mit Herrn Lieberknecht vorgelegt haben. Der Fluß hat an der Hängebrücke unterhalb des *Kaibab trail* eine Breite von etwa 100 *m* und bei gewöhnlichem Stand eine durchschnittliche Tiefe von etwa 5 *m*. Er steigt aber bei Hochwasser um 9 *m*, erreicht also 14 *m* Tiefe und hat dann bis 10 Hunderteile Schlamm. Welch ungeheure Förderarbeit leistet der Strom! 500 *cbm* Wasser laufen in der Sekunde zu Tal und führen demnach 5 *cbm* Schlamm mit. Nimmt man das Gewicht von 1 *cbm* Schlamm zu 3 *t* an und beladet damit einen Güterzug – den Wagen etwa 6 *m* lang – so wird der Leser staunen, wie weit um den Äquator herum der mit Schlamm beladene Zug reicht – schon bei gewöhnlichem Wasserstand, und erst mit Zugabe bei Hochwasser! – – – ? Man kann sich davon einen kleinen Begriff machen, denn an der Flußmündung am Meerbusen von Kalifornien ist eine ungeheure Schlammablagerung. Wie der Fluß durch Jahrtausende schon gearbeitet hat, zeigt ja gerade der Grand Canyon.

Herr Lieberknecht hat dem lebhaften Wunsch nachgegeben, der jeden beherrscht, der am oberen Rand des Canyons steht: einmal hinunter zum Fluß zu kommen. Von seinem zweitägigen Ritt ins Flußtal und auf der andern Seite ein Stück hinauf hat er viel Anregendes erzählt. Durch die außerordentlich geschützte Lage und die große Hitze in [93] der Tiefe des Canyons ist dort ein tropischer Pflanzenwuchs. Im kleinen Museum, das oben ist, steht sehr bezeichnend: ‚Mexikanische Vegetation‘. Auf der Höhe des Canyons aber wehn kalte Winde, insbesondere ist die Winterzeit eisig und stürmisch, und der Pflanzenwuchs war im Museum als ‚kanadisch‘ angegeben, sagt uns also, daß der Canyon im Pflanzenwuchs Norden und Süden von Nordamerika vereinigt.

Von Herrn Lieberknecht hören wir noch einmal bestätigt, daß der mehrstündige Abritt bis auf das mittlere Plateau durch seine Steilheit – selbst für einen alten Reiter – allerhand Nerven beansprucht. Der Maulesel geht zudem in der Kehre am äußersten Rand entlang, so daß der Reiter immer das Gefühl hat, über dem Abgrund zu schweben. Er war froh, daß Luz nicht dabei war. Unten sei die Nacht tatsächlich unerträglich warm gewesen, aber im übrigen war er höchst befriedigt von all den großen Eindrücken und mochte den Ausflug nicht missen.

Die hinunterführenden Pfade sind nicht nur außerordentlich steil, sondern noch dazu mit einer 15 *cm* hohen Staubschicht bedeckt, die durch die Weichheit des Gesteins hervorgerufen ist, in das sich die Beine der Maulesel einstemmen.

Vielleicht haben die Leser die Schrift unsers lieben Verlagsmitarbeiters Kandolf in Erinnerung, der sowohl im Orient als auch in Amerika Karl Mays Spuren gefolgt ist.

Er hatte sich, getäuscht durch die außerordentlich klare Luft, zu einem ‚Spaziergang‘ hinunter auf das mittlere Plateau, zum *Indian Garden*, verleiten lassen, den man vom Hotel aus gut sehen [94] kann, und er beschreibt den Aufstieg als die schwerste Anstrengung seines Lebens<sup>23</sup>, wobei in Betracht zu ziehn ist, daß Kandolf so manchen Alpengipfel bezwungen hat und an Entbehrungen also gewöhnt ist. Welches Wagnis er mit seinem ‚Spaziergang‘ unternommen hatte, kam mir erst so recht zum Bewußtsein, als ich die mit Wasser und Lebensmitteln wohl ausgerüsteten Maultierkarawanen sah, die den Abstieg in den Höllenschlund unternahmen.

Ganz eigenartig ist die verschiedene Gesteinsbildung der einzelnen Zeitalter, die in immer andern Licht gesehn von weiß bis dunkelrot und braun schimmert. Die oberste Schicht besteht aus dem bekannten Sandstein, der natürlich auch die hellsten Farben aufweist. Die Felsplatte bietet dem Auge eine weite, rotbraune Fläche.

---

<sup>23</sup> Kandolf, Die ‚finsternen und blutigen Gründe‘ einst und jetzt



Es ist mir so begreiflich, daß Karl May, der so viel von der Welt gesehn hatte und uns so oft mit seinen glühenden, phantasievollen Erzählungen unterhielt, immer wieder zu dem großen Ausgangspunkt zurückkehrte: der herrlichen Schöpfung und der gewaltigen Allmacht über uns. Wohin wäre er auch ohne diesen festen Glauben an die Allmacht und Güte Gottes gekommen? Wie oft mag er in der Größe der Natur seinen Frieden und sein Vertrauen gestärkt haben!

Seine Naturverbundenheit und sein Gottvertrauen ließen denn auch keine Furcht in ihm aufkommen, wenn sich die Natur einmal in einem weniger anmutenden Gewand zeigte. Karl May schildert in dem Band ‚Am Stillen Ozean‘, daß er sich gelegentlich eines Taifuns um keinen Preis in seine Kabine begeben, [95] sondern sich lieber am großen Mast anbinden und den Grimm der Elemente über sich ergehen lassen wollte. Das war keine Aufschneiderei, ich habe es selbst mit ihm erlebt. Es war auf dem Dampfer ‚Kronprinzessin Cecilie‘, als wir einen Seegang hatten, der die Wellen bis zu vier Stock Höhe trieb. Die eisernen Luken mußten geschlossen werden, und alle Fahrgäste zogen sich bescheiden und kleinlaut unter Deck zurück. Nicht so Karl May. Je toller der Seegang wurde, desto lieber war es ihm, und als das Wüten der Naturgewalten gar zu arg wurde, ließ er sich und seinen Stuhl anbinden und blieb dennoch an Deck; die durchnässten Kleider störten ihn nicht.

Dieselbe Ausdauer und Widerstandskraft zeigte er in der Wüste. Wenn wir andern im heißen Samum schon am Abspinnen waren, hielt er munter aus und stützte uns durch seine ungebrochene Kraft, als der feine Sand schon unsre Augen entzündet und alle Schleimhäute ausgetrocknet hatte. Am Ziel angelangt, brachen wir wie tot zusammen, und er allein sorgte noch für uns, als ob die furchtbare Anstrengung – stundenlang im Sattel – keinen Einfluß auf ihn hätte. Mit heitern Scherzen überwand er unsre Niedergeschlagenheit und verstand uns einzureden, daß die wie schmutziges Öl fließende Beduinenbutter etwas Köstliches sei.

Es war schön, mit Karl May zu reisen. Er verstand es, den Schauplatz, auf dem wir jeweils weilten, durch seine Erzählungen wunderbar zu beleben. Fabelhaft war sein Wissen über Land und Leute, und nie verfehlte er den rechten Weg, mochten wir auch meilenweit durch totenstille, einsame [96] Wälder reiten, wo kein Weg, kein Zeichen Kunde gab, wo wir uns befanden. Sicher und unbeirrt fand er sich zurecht, nur die Sonne und der Kompaß leiteten ihn. Ich war gewohnt, mich seiner sichern Führung anzuvertrauen, und genoß ganz den Zauber seiner lebendigen Erzählungskunst. In seiner Gegenwart gewann alles Leben. Freundliche und ernste Zeiten zogen vorüber; der rote Mann betete in seinem Reich noch zum großen guten Manitou, kindlich und vertrauend; dann kamen die Habsucht, die Lüge, die Krankheiten und all das Unschöne der ‚Zivilisation‘ zu dem kindlich vertrauenden Indianer. Wie überirdische Wesen nahm er die Neulinge auf, nur um bald zu erkennen, daß er seinen Todfeinden verfallen war. Und der Vernichtungs- und Verzweiflungskampf der roten Rasse begann. Mays gestaltenreichen Ausführungen an Ort und Stelle zu lauschen, umgeben von denselben geheimnisvollen Wäldern, die einst Zeuge all dieser Begebenheiten waren, war von unbeschreiblichem Reiz für mich.

Grad in den Erholungstagen am Grand Canyon leben wir in Erinnerungen an Karl May, während uns die wunderbaren Spaziergänge seinen Rand entlang von Aussichtspunkt zu Aussichtspunkt wie ebenso viele Offenbarungen sind.

Ich stehe unter ähnlichen Eindrücken wie bei unsrer gemeinsamen Reise nach Palästina, und unwillkürlich flicht sich unter meinen Händen aus dem Eichengestrüpp, das als Unterholz am Grand Canyon wächst, ein auf Kinderart zusammengesteckter Kranz, wie ihn Karl May im Hain Mamre geflochten hat.

[97] Wie er dann fertig in meinem Schoß liegt, betrachte ich ihn nachdenklich und sinnend. Er ist einer von den vielen Kränzen, die Karl May geflochten wurden – – aber nach seinem Tode! Wie hätte es ihn gefreut, wäre ihm nur ein Teil der Anerkennung, mit der heute nicht mehr gespart wird, zu Lebzeiten zuteil geworden! In der Nähe ragt ein mit Moos überzogener Fels – fast sieht er aus wie ein Grabstein – aus dem Boden hervor. Ich nehme das Geflecht meiner Hände und lege es sacht auf den Felsen nieder.

Dann gehe ich still weiter.

### In die ‚finsternen und blutigen Gründe‘

Auf dem San Francisco Peak – Zu den Hopis und Navajos – Die Painted Desert – Präriehunde – Leupp – Eine Indianerschule – Die Wiedergeburt der roten Rasse – Der ‚weiße Winnetou‘ – Karl Mays Sprachkenntnisse.

[22.9.1930?] Wir haben noch einen schönen Abschied von Herrn Lieberknecht gefeiert, nicht mit großer Mahlzeit und einem guten Tropfen Wein – letzteres ist ja in Amerika nicht ganz einfach wegen des Alkoholverbots –, sondern wir fahren zusammen auf den San Francisco Peak bei Flagstaff. Dieser Berg ragt einzeln aus der Hochebene empor und bietet eine überwältigende Fernsicht.

Ein findiger Amerikaner hat vor zwei Jahren eine Aktiengesellschaft gegründet und eine Autostraße bis auf den Gipfel gebaut. Diese steht gegen ein Entgelt zur Benützung frei, und man kann also mühelos hinaufkommen.

[98] Oben fällt uns wieder der starke Gegensatz zum Pflanzenwuchs unsrer Alpen auf – der Baumwuchs reicht bis zu 2800 *m* hinauf. 1876 ist infolge der großen Hitze ein Waldbrand ausgebrochen, dem eine große Menge des Baumbestandes zum Opfer gefallen ist. Ein gut Teil steht heute noch, andre sind umgefallen, und da niemand die Stämme verwertet, liegen sie noch unberührt da, merkwürdigerweise auch unversehrt, da die außerordentlich trockene Luft sie vor der Verwitterung schützt. Und es kann noch lange Jahre dauern, bis sie endlich in Staub zerfallen.

Sonst ist indes der Wald des Berges recht üppig, wobei die vielen am Weg stehenden Espen und Blautannen auffallen, zwischen denen – ein entzückendes Bild – viele Orchideen hervorleuchten.

Selbst über 3000 *m* Höhe liegt in dieser Jahreszeit nur ganz wenig Schnee. Leider läßt uns der furchtbare Sturm, der da oben herrscht, nicht zum restlosen Genuß der Aussicht kommen, die uns die Höhe von 3570 *m* bietet.

Ähnlich wie der Hancockberg, in dessen Abgrund Winnetou seinen Tod fand, ist auch der San Francisco Peak ein erloschener Vulkan, der vielleicht den Tolteken und Azteken bei ihren nächtlichen religiösen Feiern geleuchtet haben mag. Der Krater ist erloschen – und auch von jenen hochentwickelten Völkern ist nichts anderes übriggeblieben, als dürftige Ruinen und ein äußerst friedliches, freilich auch auf keiner allzu hohen Kulturstufe stehendes Völkchen, die Moqui-Indianer (= Hopis), denen unser nächster Besuch gelten soll und deren Dörfer mit freiem Auge von hier aus erblickt werden können.

[99] Der Zug bringt am Abend das Gepäck vom Grand Canyon herunter, und am Morgen sind wir wieder in Winslow, so uns Davy-Wetzler zu der großen Fahrt durch die Moqui- und Navajareservation<sup>24</sup> erwartet.

[23.9.1930?] Unser Freund hat einen viersitzigen kleinen Chrysler gemietet, dessen Besitzer uns selbst fährt. Ein größerer, schwererer Wagen wäre für unsre nächste Fahrt auch recht unangebracht wegen der schlechten und oft ganz fehlenden Straßen. Nur mit größter Kunst können wir uns und unsre Siebensachen darin verstauen. Die Vordersitze nehmen die beiden Herren ein, die hinteren wir. Zwischen den Füßen werden die einzelnen kleinen Handtaschen verstaut, dazu die eine große Rolle spielende Geschenkkiste. Ich hatte schon in Deutschland Verschiedenes zusammengepackt, und der lange Davy hat für Süßigkeiten, Zigaretten und ähnliches gesorgt, was immer sehr begehrt ist. Dazu wird noch ein großes Paket mit Obst, Eiern und Brot für uns mitgenommen. Der Platz im Wagen ist also aufs äußerste ausgenützt.

Herr *Dr.* Lieberknecht, der in Winslow noch so viel Zeit hat, um uns in unsern Wagen zu verstauen, sagte im Doppelsinn, als er das vollgepackte Gefährt sieht: ‚Na, viel Spaß!‘ Ein letztes Winken, und wir fahren in freudiger Erwartung der kommenden Dinge zu unsern Indianern.

Der Wagen biegt nach kurzer Fahrt von der Hauptstraße nordwärts ab, und wir befinden uns auf einer Art deutschen Feldweges, der in ganz leidlichem Zustand ist. Nach einer Viertelstunde [100] kommen wir an eine Wegkreuzung, bei der uns auffällt, daß auf dem Boden Tafeln mit Ortsangaben liegen. Es ist zwar ein sehr einfacher Wegweiser, aber doch vertrauenerweckend. In den nächsten Tagen wären wir froh gewesen, wenn wir manchmal solch einen Hinweis gefunden hätten.

Herr Wetzler macht uns auf den Charakter der Landschaft aufmerksam. Diese Wüste, die wir jetzt durchfahren, hat eine Menge Mesas, also Tische. Sie läßt sich vielleicht am besten so beschreiben, daß sie sich stufenförmig wie eine Riesentreppe aufbaut. Etwa 2 *km* weit ist eine ebene Fläche, dann kommt ein

<sup>24</sup> Sprich Návajo – mit dem Ton auf der ersten Silbe!

steiler Hang von vielleicht 30 bis 50 m Höhe. Wenn dieser erklommen ist, sind wir wieder auf einer Hochebene von 1–2 km Breite und sehen am Gesichtskreis eine neue Stufe. Auf diesen Mesas sind meist die Indianerdörfer angelegt. Merkwürdigerweise drängt sich an die Mesaränder oft das Gestein – wieder in den verschiedensten Schichten und Färbungen –, so daß diese Wüste den Namen ‚*painted*‘, das bedeutet ‚gemalt‘ führt.

Sonst ist der Boden der Wüste nicht reiner Sand wie etwa in der Sahara, sondern er ist mit spärlichem, 30–40 cm hohem Buschwerk überzogen. Dazwischen stehen starre Gräser. Vereinzelt sieht man auch einmal eine Kaktee, oder aber die Yuccapflanze, deren Wurzel die Indianer als Seife verwenden. Unsre Hausfrauen benützen sie auch und können sie überall unter dem Namen ‚Seifenwurzel‘ kaufen.

Der lange Davy beschreibt uns die Nützlichkeit der einzelnen Gräser und Büsche. Ein Gras, das braun und wenig verheißungsvoll aussieht, hebt [101] er als besonders nützlich hervor. Es hat kleine überhängende Früchte – ähnlich unserem Zittergras. Diese sind etwas ölig und bilden eine gute Nahrung für die Schafe.

Abends trafen wir dann Indianerinnen, die diese Gräser pflückten, und Herr Wetzler erklärte uns, daß sie sich aus den Stielen Bürsten zum Haarkämmen machen. Auch diese Bürsten sollten wir später in Hotevilla sehen.

Das kleine niedrige Gestrüpp belebt die Gegend nur sehr wenig. Die Blätter sind graugrün. Selten sehen wir einmal Gestrüpp, das etwas leuchtendes Grün in der Belaubung führt. Früchte und Blätter davon bieten ebenfalls den Schafen Weide.

Die Sträucher bedecken den Boden so weit, daß Schlangen ihren Schlupfwinkel darin finden. Coyoten, die wir ja aus Karl Mays Werken her kennen, vermögen wir, als sie an uns vorüberspringen, noch bis weithin in die Wüste zu verfolgen.

Ein andres entzückendes kleines, von Karl May oft genanntes Tier belebt noch die Gegend: der kleine *Prairie-dog*. Die Tierchen sitzen ganz nahe am Wegrand, wenn man mit dem Auto vorbeifährt. Hält man aber an, um sie sich näher anzusehen, huschen sie sofort weg. Als mir der erste gezeigt wird, suche ich etwas Hundeartiges. Erst später wird mir klar, daß der *Prairie-dog* ein kleines, dem Hamster ähnliches Nagetier ist. Er ist höchstens 30 cm hoch und sitzt sehr oft in der Stellung, die wir mit ‚Männchen machen‘ bezeichnen. Dadurch wirkt er sehr possierlich. Er wird von den Indianern gefangen und gegessen.

[102] Unser Weg verliert nach etwa einer Stunde den Eindruck des deutschen Feldweges, und nur ein paar ausgefahrene Gleise zeigen uns, daß schon andre Gefährte diese Straße gezogen sind. Man kann nicht gerade behaupten, daß die Gleise recht gleichmäßig ausgefahren sind und das Auto ruhig darin vorwärts rollt. Im Gegenteil! Unser Sitz gleicht ungefähr dem eines orthopädischen Apparates für Rumpfmassage. Bald sind wir rechts tiefer, bald links, bald werden wir etwas hoch geschleudert – trotz allem aber schiebt sich das Auto im 12-km-Tempo tapfer voran.

Kein Baum, kein Strauch! Sonnenglut über dem Wüstenboden! Nicht eine Begegnung mit andern Menschen den ganzen Vormittag lang! –

Gegen Mittag erfährt uns auf einmal lebhaftere Freude. Der lange Davy wendet einen treffenden Vergleich an, als er sagt: ‚Jetzt kommen wir nach Deutsch-Ostafrika‘, denn die Bilder der dortigen Siedlung sehen ähnlich aus. Hier ist es aber kein deutsches Unternehmen, dem wir uns nähern. Wir kommen an die Indianerschule Leupp. Noch einige Unebenheiten des Weges, und der Wagen schwankt vor eines der einstöckigen Gebäude, worin der Vorstand des Ortes wohnt. Unser Freund stellt uns vor, erwähnt Karl Mays Indianerkenntnisse, unsre Sammlungen, und wir werden aufs liebenswürdigste aufgenommen. Die Hausmutter nimmt sich unser an und führt uns durch alle Anlagen.

Sie Schule Leupp unterrichtet 200 Indianerknaben und 200 Indianermädchen im Alter von 8–18 Jahren. Die älteren verrichten gleichzeitig Hausdienste. Ältere Knaben bedienen z. B. die [103] Dampfwäscherei, die Mädchen nähen Kleider und kochen.

Der freundliche Leser wird staunen, daß hier eine Dampfwaschanstalt ist. Auch wir waren überrascht von der Großzügigkeit, mit der die Amerikaner diese Schulen angelegt haben. Die Indianerkinder müssen sie zwangsweise besuchen.

Herr Wetzler erzählte, daß in früherer Zeit, als die ersten Schulen errichtet waren, amerikanisches Militär die Kinder hinbringen mußte. Später wurden die Eltern, als sie ihre Kinder zur Schule brachten, mit Feuerwasser bewirtet – auch bei gelegentlichen Besuchen. Schließlich sahen die Indianer ein, daß sie der Macht weichen mußten. Warum sollten sie nicht auch das Lockmittel genießen, dessen Bekanntschaft man

ihnen vermittelt hatte?

Die ganze Schule ist ein schön eingerichtetes Schülerheim – ähnlich einem guten deutschen. Wir sahen große Schlafsäle für je 50 Kinder, alles eiserne Bettstellen mit Decken und weißer Wäsche. Man zeigt uns das Bad, die Turnhalle, die Turngeräte im Freien, die Küche, die Eßsäle. Alles ist zweckmäßig und gut durchdacht.

Neben der Schule liegt ein Krankenhaus. Wir besuchen die gerade dort liegenden Kranken, bei denen unsre Geschenkkiste zum erstenmal in Erscheinung tritt. Die leitende Ärztin zeigt uns auch die Einrichtung dieses Krankenhauses, das mit allen Errungenschaften der heutigen Wissenschaft ausgestattet ist.

Wir sind überrascht. Das hatten wir nicht erwartet, zumal in der Wüste! Alle Räume sind mit [104] Zentralheizung versehen, von einer großen Anlage aus heizbar. Wie viele Lastautos mögen da stundenlang über den holprigen Wüstenboden heranschwanke, um Nahrung und Heizmaterial zu bringen!

Die Schule Leupp ist ja immerhin bloß 60 km von der großen Eisenbahn entfernt, doch auch über 100 km entfernte Schulen sind gleich gut ausgestattet. Die Unterhaltung dieser Indianerschulen kostet den Staat jährlich Unsummen. Man muß die Beharrlichkeit, mit der die Indianer gewonnen werden, d. h. Amerikaner werden sollen, bewundern.

Die Indianer sind ein freies Volk in dem Sinne, Herr zu sein über weites Land und sich nicht zu beugen. Man hat den Indianerstämmen, nachdem die großen Schlachten geschlagen worden und Tausende niedergemetzelt waren, Reservationen gegeben, d. h. Gebiete, in denen sie ungehindert leben können. Sie üben dort noch ihre eigne Gerichtsbarkeit aus und sind so eigentlich im großen Amerika kleine Staaten für sich.

Es ist nun für das große Land als Staat natürlich nicht wünschenswert, solche Eigenbrötelei dulden zu müssen, und das Hauptziel ist, daß die noch lebenden Indianer aufgesogen werden. Es wird nicht mehr Krieg gegen sie geführt, sie werden durch diese friedlichen Unternehmungen einfach in ihrer Eigenart ‚ausgelöscht‘.

Die Schule hat z. B. auch einen großen Tanzsaal, in dem gerade Unterhaltungsspiele gemacht wurden. Der Saal hat eine Bühne mit einem recht flott gemalten Vorhang. Das Bild stellt den San Francisco Peak dar. Die Turnlehrerin erzählt [105] uns, daß die Indianerkinder für Zeichnen und Malen besonders begabt wären und daß dieser Vorhang von einem Jungen gemalt sei, der nur dort den üblichen Zeichenunterricht genossen habe.

In diesem Saal werden für die Kinder zweimal wöchentlich Kinovorstellungen veranstaltet, außerdem ist jeden Dienstag abend Tanzunterhaltung. Wir fragen, ob da wohl Reigen oder gar Indianertänze getanzt würden, worauf uns erstaunt geantwortet wird: ‚*Oh no, we are dancing up to date.*‘ Moderne amerikanische Tanzweise! Was wird dadurch bei den Indianerkindern erzielt? Sie werden innerlich der Einsamkeit ihrer Heimatstätten entwöhnt. Es wird ihnen Verlangen nach den großen Städten beigebracht, die ihnen Unterhaltung durch Kinos und Tanzgelegenheit bieten. Sie werden ihren Heimatgebräuchen langsam, aber sicher entfremdet. Ob damit aber auch das Ziel erreicht wird, sie zu guten Amerikanern zu machen?

Der Staat tut noch viel mehr für begabte Indianerkinder. Er schickt sie auf höhere Schulen und läßt sie später studieren. Es ist überraschend, daß fertig ausgebildete Männer trotzdem wieder zurückkehren zu ihren Heimatgebräuchen. Sie werden aber seltener. Das jetzt heranwachsende Geschlecht ist durch die Schule schon so amerikanisiert, daß wir uns fragen: Wie lange wird es noch Indianer geben?

Die Indianer, zu denen uns Harvey fährt und die schon so weit in Berührung mit den Weißen gekommen sind, daß sie Geld nehmen und sich schau stellen, sind ja schon keine reinrassigen Indianer mehr.

Und noch etwas andres bringt die Schule. Sie [106] vereint alle in englischer Sprache. Wir dürfen dem Unterricht beiwohnen und hören in den niedrigen Klassen, welche Mühe die Aussprache des Englischen bereitet. Später treffen wir schulentlassene Indianer, die fließend englisch sprechen.

Dennoch wird der Indianer als solcher verschwinden. Ob aber für immer? Ich habe einen Aufsatz vor mir, der in der ‚Neuen Freien Presse‘ in Wien erschienen ist und das Gegenteil behauptet. Er behandelt die Wiedergeburt einer Rasse, und zwar der indianischen, und ich schreibe ihm eine solche Bedeutung zu, daß ich ihn wenigstens im Auszug wiedergeben möchte.

In Nordamerika zerbrechen sich etwa seit einem Jahrzehnt die Yankees über eine Frage ihre findigen und gescheiten Köpfe. Aber das Rätsel, das sie lösen wollen, ist wahrscheinlich auf die Art und Weise, wie man es versucht, überhaupt nicht zu lösen. Das große Rätsel, das immer schärfer herausgemeißelt hinter der Tatsache steht, daß die w e i ß e n

Einwanderer, von welcher europäischen Rasse oder Rassenmischung sie nun auch stammen mögen, drüben schon nach ein paar Generationen meist zu echten Amerikanern, nämlich zu Menschen mit ausgesprochenem Indianertypus werden.

Man wandert als Deutscher, Schotte, Italiener, russischer Jude oder sonst was immer ein, behaftet mit den uralten Merkmalen einer längst auskristallisierten und in sich nicht mehr veränderlichen Rasse, und dreißig oder fünfzig Jahre später (oft genug schon eher) gibt es statt dessen lauter Yankees, hochgewachsen, oder wenigstens schmalhüftig, langhalsig, mit einem scharfmarkierten Gesicht, großem, kantigem Mund, deutlich sichtbaren Backenknochen, einer gebogenen, dünnwandigen Adlernase, scharf blickenden, schmalen, weit auseinander stehenden Falkenaugen.

#### Der weiße Winnetou!

Eine hagere, sehnige Gestalt wird zum vorherrschenden Typus, muskelfest und gelenkig. Die Bäuche verschwinden, [107] die kurzen Rumpfe und die kurzen Oberschenkel. Dafür wird der Bartwuchs schwächer, und krauses Haar, besonders bei Männern, glättet sich. Es hilft nichts, zuletzt steht da ein Winnetou nur von weißer Haut und von einem guten amerikanischen Schneider angezogen. Der Indianer ist tot, es lebe der Indianer!

Karl May läßt in ‚Ardistan und Dschinnistan‘ I Marah Durimeh von einer neuen germanisch-indianischen Rasse sprechen. Ob er damit dasselbe meint, was in obigem behauptet wird, weiß ich nicht; ich wage diese Frage nicht zu beantworten. Das eine ist indes sicher: eine ganze Rasse läßt sich nicht ohne Gegenwehr vernichten, die Natur läßt sich nicht ohne weiteres vergewaltigen, wie es in dem jahrhundertelangen Brudermord geschehen ist, in dem die rote Rasse zugrunde gegangen ist. Sie rächt sich, wenn diese Rache in diesem Fall auch bloß darin bestünde, daß der rote Mann in seinem bisherigen grimmigsten Feinde Auferstehung feiert. –

In den Reservationen grenzen die Gebiete der einzelnen Stämme natürlich aneinander. Wir müssen bedenken, daß die Weißen die Indianer vom Osten nach dem Westen, überhaupt immer dort verdrängen, wo sie sich angesiedelt hatten. Daher wohnen jetzt Indianerstämme nebeneinander, die in ihrer Sprache grundverschieden sind.

Wir fragen unsern deutschen Freund, der verschiedene Mundarten kennt, ob die Sprachen der Indianer miteinander verwandt wären, wie z. B. Deutsch und Dänisch, worauf er – vielleicht etwas übertrieben – erwidert, sie wären so verschieden wie Chinesisch und Französisch. Dagegen hätten alle Indianer unter sich eine Verständigung durch Zeichen.

[108] Karl May war in einer großen Anzahl Indianermundarten bewandert. Noch heute sind in seiner Bibliothek 38 Werke über Indianersprachen. Wieweit er sie auch sprachlich beherrscht hat, kann ich nicht beurteilen. Jedenfalls aber sind die Redewendungen und Ausdrücke, die in seinen Büchern vorkommen, richtig. Seine Feinde haben ihm vorgeworfen, daß er alle diese Ausdrücke frei erfunden habe, und einer seiner Hauptgegner verstieg sich sogar zu der Behauptung, es gäbe überhaupt keine Indianer-Mundarten, was bezeichnend ist für die Art, in der Angriffe gegen ihn erhoben wurden.

Englisch war Karl May durchaus geläufig, ebenso Französisch. Auch in dem schweren Arabisch konnte er sich gut verständigen. Daher fiel es ihm während unsrer Orientreise leicht, sich bei Ritten ins Hinterland durchzufinden. Wir haben nie einen Dolmetscher gebraucht. Auch mit seinem arabischen Diener Hassan, der ihn zwei Jahre lang im Orient begleitete, verkehrte er immer arabisch.

Zum Schluß unseres Besuchs werden wir ins Kasino geführt, das zwei schöne Fremdenzimmer mit Bädern aufweist, was uns natürlich sehr zustatten kommt. Die Mahlzeiten nehmen wir mit den Angestellten der Schule ein; es sind deren 70.

Erwähnung verdient noch die Art, wie die Kinder ihren Religionsunterricht erhalten. Da in Amerika die Trennung zwischen Staat und Kirche durchgeführt ist, ist es Sache der Missionsgesellschaften, sich bei den Schulen anzusiedeln und den Unterricht der Kinder in die Hand zu nehmen.

Wir kamen später noch an verschiedenen Schulen [109] vorbei und hörten, daß z. B. die Kapelle bei Oraibi von den Presbyterianern geführt wird. Anderswo sind es wieder die Methodisten, Katholiken usw., die ihre Missions- und Unterrichtskapellen bei den Schulen errichtet hatten.

Die Predigt ist eine Art Unterricht, darum auch im Inneren der Kapelle die Schultafel. Während wir in Leupp waren, ging gerade ein Trupp Knaben zum Religionsunterricht in die Kapelle. Sie waren ordentlich angezogen, da mit dem Kapellenbesuch und Religionsunterricht eine gewisse Feierlichkeit verbunden ist,

und sahen gut aus. Manche hatten auch für unsre Begriffe recht angenehme Gesichter, und wenn sie uns anderswo begegneten, könnte man sie vielleicht für südliche Europäer halten, denn ihre Gesichtsfarbe ist, wie wir ja von Karl May längst wissen, keineswegs rot, sondern bräunlich.

### Indianerlist

Sha-Lu-Wa und die ‚zwitschernde Amsel‘ – Durch die Jagdgründe der Navajos – Oraibi – Ein unerwarteter Missionserfolg – Scherz am Lagerfeuer – Sam Hawkens und das Greenhorn

[24.9.1930] Nach gutem Schlaf frisch gestärkt, packen wir unser Auto mit uns und unsern Siebensachen voll. Wir schwanken über die äußerst holprige Nachbarschaft der Schule hinweg und sehen nach wenigen Minuten wieder ein paar ausgefahrene Gleise vor uns, die weiter nordwärts führen. Trotz des Gerüttels im Wagen senkt sich nach kurzer Unterhaltung eine gewisse Ruhe über uns. Wir fahren [110] still und träumend in die Wüstenöde hinein. Unsre Vorratskiste stärkt uns, Apfel und Melonen löschen uns den Durst.

Auf einmal beginnt Luz:

„Weiß meine weiße Schwester Sha-Lu-Wa vielleicht, ob die Krieger der Moquis den Tomahawk ausgegraben haben?“

Sha-Lu-Wa heißt: ‚Frau eines großen, guten Mannes‘. Diesen Ehrennamen habe ich – ohne mein Zutun – vom Häuptling White Horse Eagle erhalten. Ich gehe auf den Scherz ein und erwidere:

„Die ‚zwitschernde Amsel‘ mag sich beruhigen. Die Moquis sind äußerst friedliche Leute und ziehen nur dann in den Kampf, wenn sie angegriffen werden.“

Luz lacht über den indianischen Namen, den sie so unerwartet von mir erhalten hat.

„Aber die Navajos? Von ihnen erzählt man sich ganz schauderhafte Geschichten!“

„Sie werden der Squaw Old Shatterhands, der ihr Freund und Bruder war, nichts tun. Die ‚zwitschernde Amsel‘ ist vollständig sicher im Schatten Sha-Lu-Wa’s.“

„Das beruhigt mich. Ich brauche also nicht um meinen Skalp zu zittern.“

„Den Kriegern der Navajos gelüstet es nach andern Dingen als nach dem Skalp meiner weißen Schwester.“

„Ich weiß, ich weiß! Unsre Zigaretten und unsre Bonbons sind ihnen lieber. Aber sag, wie kommst du gerade auf die ‚zwitschernde Amsel‘?“

„Weil mir dieser Vogel in der Geschwindigkeit [111] gerade eingefallen ist. Oder wäre es dir lieber gewesen, wenn ich dir den Namen ‚schnatternde Gans‘ oder ‚krächzende Eule‘ gegeben hätte?“

„Hör auf, hör auf! Die ‚zwitschernde Amsel‘ ist mit ihrem Namen vollkommen zufrieden.“

So scherzend geht es noch lange weiter. Luz spricht überhaupt gern in Karl Mays Redewendungen, besonders dann, wenn die Lage nicht gerade sehr ermunternd für uns ist, und hilft mir dadurch über manches Unangenehme hinweg. Einmal hat sie mich gefragt, was Karl May wohl dazu sagen würde, daß wir seine Sachen so oft ins Scherzhafte ziehen. Ich glaube, er hätte sich darüber gefreut. Denn Luz tut es ja nur, um mich aufzumuntern und mir damit einen Freundschaftsdienst zu erweisen. Und gerade das hohe Lied der Freundschaft klingt durch alle Bücher von Karl May.

In den Nachmittagsstunden haben wir verschiedene Begegnungen. Als ersten treffen wir einen sehr malerisch wirkenden indianischen Reiter. In der Einsamkeit wird begrüßt. Waffen haben wir natürlich nicht bei uns, er wahrscheinlich auch nicht. Die Zeiten Winnetous und Old Shatterhands sind vorüber, und wir wissen, daß wir keinen Feind vor uns haben. Wir halten an, und der lange Davy ist der einzige, der sich mit ihm verständigen kann. Es ist ein Navajo, der nicht englisch spricht.

Gegen Abend kommt die zweite Begegnung. Wir sehen einen großen Baum, dabei eine Viehherde und einen jugendlichen Indianer zu Pferd. Auch hier wird Halt gemacht und begrüßt. Der Junge ist ebenfalls ein Navajo und heißt Ischki [112] Bekasche Schlani. Das bedeutet: der Bursche mit dem vielen Vieh. Ich kann aber nicht dafür bürgen, daß ich den Namen richtig niedergeschrieben habe. Ich kann ihn nur so bringen, wie ich ihn hörte.

Hier erblicken wir zum erstenmal eine Navajohütte. Man kann sie als einen großen Backofen bezeichnen oder aber als großen Maulwurfshaufen, ganz aus Erde erbaut. Die Decke ist vorher erst mit ein paar Ästen gestützt, damit sie trägt.

Da wir uns über den richtigen Weg Gedanken machen, tröstet uns unser Davy und versichert, er wüßte

genauen Bescheid. Noch vor der Dämmerung wären wir in Oraibi. Dort würden wir eine ausgezeichnete Unterkunft haben, wenn nicht in der Schule, dann bei seinem Freund Lorenzo Hubbell, der dort einen Store führt.

Gegen 6 Uhr sehen wir eine Mesa vor uns, auf der Oraibi liegen soll. Zwar können wir darauf nichts von Bauten wahrnehmen, aber das ist nicht zu verwundern, denn sie sind niedrig und übrigens in der Farbe kaum vom Boden zu unterscheiden.

Und wieder haben wie eine Begegnung. Ein schmuckes, kleines Auto kommt uns entgegen. Es wird natürlich angehalten. Ein freudiger Zuruf von drüben übertönt beinahe eine ‚Ach‘ des Bedauerns aus Herrn Wetzlers Mund. Der Wagenlenker ist Herr Lorenzo Hubbell in eigner Person, der, da er Weg und Steg kennt, die Nacht hindurch nach Winslow fahren will.

Das ist unangenehm, da wir auf die Gastfreundschaft Herrn Hubbells gerechnet hatten. Aber das [113] tut nichts. Er stellt uns das ganze Haus auf das liebenswertigste zur Verfügung. Luz und ich sollen seinen Betraum einnehmen. An unsere freundlichen Führer denkend, fragen wir, ob für diese auch noch Platz vorhanden sei. ‚O yes! A plenty of place! Das Schaffell auf der Veranda ist noch da.‘ Wir halten das zunächst für einen Scherz, werden aber dann später eines andern belehrt.

Der Wagen holpert vor dem Glanzpunkt von Alt-Oraibi, dem Store, vor. Wir sammeln unsre etwas zerschlagenen Glieder und sind froh, Wasser und Seife zu finden.

Der lange Davy lächelt uns pffiffig an und sagt, wir würden mit einem fabelhaften Abendessen überrascht. Und jetzt zeigt sich der alte Westmann von seiner glänzendsten Seite. Er macht Feuer im Küchenherd Mr. Hubbells, holt aus dem Store Butter und Kartoffeln, schlägt die mitgebrachten Eier selbst in die Pfanne, kocht Tee und klopft uns schließlich zu einem recht stattlichen Mahl heraus, das noch durch einen besondern Genuß erhöht werden soll.

Mr. Hubbell hat nämlich noch einen andern Gast. Es ist Mr. Coolidge, der Vetter des früheren Präsidenten. Er treibt Indianerstudien, reist aber vorsichtshalber mit seinem eigenen Zelt, so daß er also täglich weiß, wo er sein müdes Haupt am Abend zur Ruhe legen wird. Als Beisteuer zum Abendessen hat er seinerseits – – Frankfurter Würstchen mitgebracht. Wir sind also ausgezeichnet gepflegt, und wir können es uns gar nicht besser wünschen.

Wir finden bald Gefallen aneinander. Ein gemeinsamer Schmerz ist es, der die Verwandtschaft [114] unserer Seelen aufzeigt. Mr. Coolidge erzählt nämlich von den eigenartigen Erfolgen, die vor Zeiten der Presbyterianer-Missionar hier gehabt habe. Der Mann hatte geglaubt, annehmen zu dürfen, das verschiedene Indianer seiner Lehre zugänglich seien, und hatte ihre Katschinen und Zeremonialgegenstände weggenommen und verbrannt. Der Erfolg war überraschend – die geschädigten Indianer zogen einfach fort.

Jegliche Stellungnahme für und gegen diese Art, Mission zu treiben, ausgeschaltet, hatten wir beide denselben Wunsch: wenn doch wir diese Gegenstände hätte bekommen können! Sie wären sicher eine Zierde für das Karl-May-Museum geworden!

An diesem Abend erleben wir noch einen netten Scherz. Unser Reisemarschall will unsre Eßkiste mit frischen Eiern auffüllen und hat Indianerkindern den Auftrag gegeben, uns solche gegen gute Bezahlung zu bringen. Die Kinder lassen sich das nicht zweimal sagen. Zuerst dauert es eine ganze Weile, bis sie mit Eiern kommen. Später geht es aber verhältnismäßig rasch. Sie verschwinden und kommen kurze Zeit darauf strahlend mit einem Ei angerückt. Das kommt unserm Freund doch verdächtig vor, und er geht ihnen nach. Dabei macht er die Entdeckung, daß sie in Mr. Hubbells Store verschwinden. Sie haben das zuerst erhaltene Geld dazu verwendet, um einfach im Laden Eier zu kaufen und uns dann hinten in der Küche wieder teuer zu verkaufen. Dabei machen die schlauen Kerlchen ein gutes Geschäft und haben dazu noch die Lacher auf ihrer Seite.

[115] Spät am Abend kommt noch ein Auto angefahren, das sich verirrt hatte. Was das heißt, sollten wir bald selbst empfinden. Zu der Reisegesellschaft gehört eine ältere Dame, eine Angestellte von Harvey, deren Aufgabe darin besteht, das innere der Harvey-Hotels und –Frühstücksstuben einzurichten und auszugestalten. Es freut uns, diese bedeutende Frau kennenzulernen, die mit so sicherem Geschmack die Einrichtung mit der Gegend und der Geschichte ausklingen läßt. Ob sie Studien macht oder ob Harvey auch dieses indianische Hinterland aufschließen wird?

Wir trennen uns nicht allzuspät und gehen auf unser Stübchen. Davy und der Führer müssen tatsächlich mit dem Schaffell auf der Veranda vorliebnehmen, was sie aber nicht im geringsten stört. Mr. Hubbells Bett

ist glücklicherweise ein breites, zweischläfriges. Es steht frisch bezogen zu unsrer Verfügung inmitten des Zimmers vor dem Fenster. Für frische Luft brauchen wir nicht zu sorgen, denn unterhalb des Fensters klafft in der Lehmwand ein großes Loch. Auch schließt das kleine Fenster durchaus nicht luftdicht ab. Wir sind also vorsichtig und legen uns in unsern Mänteln hin. Trotzdem wurde es nachts recht merklich kühl.

Da wir reichlich müde sind, geben wir uns redliche Mühe zu schlafen. Das Liegen in einem Bett ist indes für beide störend, und obgleich wir nicht sprechen, weiß doch jede, daß die andre wach ist. Plötzlich sagt Luz:

„Schlaf wohl, mein alter Sam!“

„Schlaf auch du wohl! Aber höre, ich bin nicht dein alter Sam!“

[116] „Aber du kommst mir in der Dunkelheit gradeso vor.“

„Das ist nicht besonders schmeichelhaft für mich. Warum?“

„Dein Mantel ist durch das Umherwerfen in der Eisenbahn und besonders durch den Staub der letzten Tage so steif und sicher auch so schmutzig wie Sam Hawken's alter Büffelrock.“

„Gut, wenn ich Sam Hawken bin, so bist du dafür ein Greenhorn, wenn ich mich nicht irre.“

„Warum?“

„Frag nicht lange, sondern schlafe lieber, damit du morgen vor Sonnenaufgang munter bist.“

„Wieso?“

„So kann nur ein Greenhorn fragen. Die Moquis sind doch als Nachkommen der alten Tolteken und Azteken Sonnenanbeter. Und deshalb steigen sie jeden Morgen auf die Dächer ihrer Häuser, um der aufgehenden Sonne zu huldigen. Zur selben Zeit versammelt sich eine Anzahl Männer, mit Schellenriemen umgürtet, vor ihren Wohnungen, und sie laufen, so schnell sie können, gegen Osten ungefähr eine Meile der Sonne entgegen. Dann kehren sie zurück, und die Feier ist beendet, wenn ich mich nicht irre. Und das möchte ich mit ansehen.“

„Hm! Merkwürdiger Brauch! Woher er wohl kommen mag?“

„Abermals Greenhorn! Die Moquis haben eine Sage, nach der Montezuma eines Tages von der Sonne zu ihnen zurückkehren und die alte Herrlichkeit wieder aufrichten wird. Und um ihn nicht zu verpassen, senden sie täglich morgens eine Abordnung [117] aus, die ihn empfangen soll für den Fall, daß er wirklich käme.“

„Aber die Moquis sind doch Christen geworden und haben diese Sitte vielleicht schon längst abgelegt.“

„Du magst damit recht haben. Obgleich mir ihr Christentum nicht über jeden Zweifel erhaben erscheint.“

Diese Frage sollte in Oraibi nicht zur Entscheidung kommen, denn als wir am nächsten Morgen [25.9.1930?] erwachen, steht die Sonne schon ein gutes Stück am Himmel. Wir haben es gründlich verschlafen – was eben auch nur einem Greenhorn zustoßen kann.

Hotevilla – Die Nachkommen der Tolteken – Weiter nach Chin Lee – Karl May spukt in den Köpfen – Irrfahrt in der Wüste – Endlich in Thunderbird Ranch

Einen Höhepunkt unserer Reise bildet der Besuch in Hotevilla, wohin uns das Auto nach dem Frühstück bringt. Dieser Ort ist von Moqui-Indianern – eine andere Bezeichnung für sie ist Hopis – gegründet, und zwar von jenen, deren Heiligtümer man in Oraibi verbrannt hatte. Sie hatten, wie schon erwähnt, einfach ihre Häuser im Stich gelassen und sich hier ein neues Heim – fern von jeder Mission – gegründet. Dazu haben sie sich vom Rio Grande Stammes- und Gesinnungsgenossen geholt, so daß Hotevilla eine recht stattliche Indianerniederlassung ist. Neuerdings liegt aber in nächster Nähe auch wieder eine Schule!

[118] Hotevilla hat noch ganz ursprüngliche Sitten und Gebräuche.

Wir treffen dort auf eine vortreffliche Führerin, eine kleine Indianerfrau, die ‚nach der Stadt‘ geheiratet hat und nun zu Hause ist, seit sie ihr Kindchen bekommen hat. Sie will in Kürze wieder zu ihrem Mann nach der Stadt zurückkehren. Sie ist auf der Schule Leupp erzogen und kann daher gut englisch; alle andern verstehen diese Sprache nicht, weshalb eine Verständigung mit ihnen unmöglich ist.

Die Dorfbewohner leben in der denkbar größten Anspruchslosigkeit. Sie bauen Getreide an, und die Männer verrichten die schwere Feldarbeit. Sie halten sich Schafherden, und die jetzigen Webarbeiten werden aus der Wolle der gezüchteten Schafe gefertigt.

Das Spinnen und Weben wird noch in alter Weise gehandhabt. Wir sehen einen alten, blinden Spinner, der



auf eine Spule aus der rohen, gewaschenen Wolle einen Faden dreht und auswickelt. Dabei rollt er den Faden stets auf seinem Oberschenkel, der dadurch eine richtige Hornhaut erlangt hat. Er selbst ist 106 Jahre alt, und auch seine Frau, die wir in der Hausecke sehen, hat die 100 schon überschritten.

Manche Bewohner von Hotevilla sind den Weißen durchaus unfreundlich gesinnt. Ja, eine alte Frau bedeckt sich und ihr Kind gleich mit einem großen Umschlagetuch, um sich vor Luz' Kamera zu schützen, die sie sicher als Zauberbüchse betrachtet. Andere sind vielleicht aus Neugierde herausgekommen.

Gekleidet gehen diese Indianer heute in Leinenkittel [119] und Rock. Sie machen ungefähr den Eindruck wie unsre Bauern, wenn sie bei der Arbeit sind. Leider haben die Frauen durch ihren Tauschhandel in den Stores allerlei Unkleidsames bekommen. So sieht man die Indianerinnen teils in ihren selbstgefertigten Sachen, teils mit amerikanischen Tüchern.

Es gelingt uns noch, von einem Indianer, der grade auf seinem Esel heimgelritten kommt, ein Blankett, eine alte handgewebte indianische Decke, die er als Schabracke benutzt, zu erhandeln.

Durch einen ganz alltäglichen Anblick werde ich noch an ein Bild im Karl-May-Museum erinnert. Die Indianer lassen das Fleisch der Tiere, das sie für den Winter aufbewahren wollen, einfach in der Luft eintrocknen.

Man begreift dadurch die frühere, jetzt verbotene Sitte des Beisetzens der Häuptlinge auf Bäumen.

Das Bild im Karl-May-Museum stellt einen toten Indianer auf einem Baum dar. In starken Ästen eines hohen Baumes wurde die Leiche eines im Kampf gefallenen Häuptlings geborgen. Im vollen Kriegsschmuck, nur in sein Blankett gehüllt, ruht er dort. Dieser Ehre durfte er aber nur teilhaftig werden, wenn ihm der Skalp nicht genommen war. Der Ruheplatz war heilig. Erst nach Monaten durfte er wieder betreten werden, damit nachgesehen wurde, ob die Leiche noch unversehrt an gleicher Stelle ruhte. War das der Fall, dann galt der Abgeschiedene den Indianern als heilig, und sein Geist begleitete sie Glück bringend in neue Schlachten. Tänze und Gebet galten ihm, bevor sie zu neuen Unternehmungen auszogen.

[120] Mit besonderer Neugierde sehen wir die Kiwa von Hotevilla, die im Mittelpunkt des Ortes liegt. Trotz aller Freundlichkeiten und Ehrungen, die mir die Indianer schon haben zuteil werden lassen, hätte ich nicht gewagt, den Wunsch auszusprechen, die Kiwa zu besichtigen. Zu diesem Heiligtum ist den Frauen der Zutritt verwehrt. Eine Ausnahme wird nur mit jenen gemacht, die während der Tanzzeit ihre dort weilenden Männer mit Essen versorgen.

Hotevilla ist einer der drei Orte, in denen heute noch der Schlangentanz gebräuchlich ist. Über die Tänze werde ich an anderer Stelle ausführlich berichten. Hier möchte ich nur ein kleines Vorkommnis erwähnen.

Wir besuchen eine Indianerwohnung, in der Frauen damit beschäftigt sind, Bohnen zusammenzuflechten, um sie später zum Trocknen aufzuhängen. Dabei spielt ein etwa achtjähriger Knabe mit einer Trommel, die mir sehr erstrebenswert für das Karl-May-Museum erscheint. Ich bitte also unsern Davy, dem Jungen mein Verlangen zu unterbreiten, was dieser auch lächelnd tut, da er die Wirkung schon von vornherein weiß. Der Knabe wird todunglücklich über das Ansinnen und wehrt sich herzlich, so daß Herr Wetzler davon überzeugt ist, daß er zur Kaste der Schlangentänzer gehört und bereits an den Übungen dazu teilnimmt.

Übrigens sind die Wohnungen der Indianer außerordentlich sauber. Die Wände sind überall blendend weiß gekalkt, und das zubereitete Essen sieht so einladend aus, daß ich das Angebotene gern gekostet habe.

[121] In den Stuben stehen keine Möbel. Die Frauen sitzen auf der Erde. An den Wänden sehen wir verschiedentlich Koffer ausgestapelt, mit denen sicher die Stores die Indianer beglückt haben. Gar zu gern hätte ich ihren Inhalt ein bißchen durchstöbert, um eine Ausbeute für unser Museum zu hamstern. Wir wären aber dann wohl nicht so willkommen gewesen. Sicher sind in diesen Koffern die Felle, Gürtel, Blanketts und Masken, die zu den Tänzen getragen werden.

Die Kinder liegen in den ganz kleinen Wiegen, die heute noch so sind, wie wir sie im Karl-May-Museum aus alter Zeit haben.

Selbstverständlich wird die Geschenkkiste wieder etwas erleichtert, was natürlich große Freude bei den Beschenkten auslöst. –

Wir sitzen wieder schön eingepackt in unserm Chrysler, der über den Wüstensand fährt. Da Mr. Hubbell selbst Auto fährt, war es in Oraibi möglich gewesen, frischen Benzin vorrat zu fassen.

Der Sonnenglast der Mittagsstunde liegt über der Wüste, und eine Gleisspur bedeutet wieder unsere Wegstrecke. Es scheint mancher Wagen hier gefahren zu sein, denn manchmal spaltet von dem Hauptgleis ein anderes ab. Das erstere ist dann bereits so ausgefahren gewesen, daß ein Wagenlenker vorzog, lieber ein

eigenes, neues Gleis zu schaffen. Nach einiger Zeit trifft sich die Spur dann immer wieder. Stundenlang haben wir keine Begegnung, so daß sich uns unwillkürlich die Frage aufdrängt, ob wir nicht vom Weg abgekommen sind.

Zur Zeit der starken Regengüsse bilden sich kleine, ausgewaschene, jetzt trockene Gräben, die [122] dem Verkehr recht hinderlich sind. Wir haben jedesmal den Daumen gedrückt und waren froh, wenn unser Chrysler glücklich über solch einen Graben hinweg war. Wie geschickt unser Fahrer sein mußte, wie er oft schräg auf den Graben zugefahren ist, wie er manchmal viele Meter weit nach rechts oder nach links entlang erst eine Furt gesucht hat, das zu bewundern haben wir oft Gelegenheit gehabt. Nur zweimal müssen wir unser Auto ausgraben.

Es ist ein eigenes Gefühl, sich stundenlang allein in der Wüste zu wissen, und man kommt von der Empfindung nicht los, die einzigen Menschen nicht nur in einer Umgebung von 50 km Halbmesser, sondern überhaupt auf dem ganzen weiten Erdenrund zu sein.

Wir haben von Hotevilla bis zu unserm nächsten Ziel, dem Thunderbird Ranch am Chin Lee-Canyon<sup>25</sup>, eine riesige Strecke – es sind in der Luftlinie nicht weniger als 90 km – zurückzulegen, und das bis zum Anbruch der Dunkelheit. Kein Wunder, daß unsre Gedanken vorausseilen und daß wir eine leise Beklemmung, ob wir bei den schlechten Wegen unser Ziel rechtzeitig erreichen werden, nicht abschütteln können. Trotzdem nehmen wir mit gespannter Aufmerksamkeit die Landschaft in uns auf, nähern wir uns doch einer Gegend, die im ‚Ölprinz‘ eine wichtige Rolle spielt.

Der lange Davy, der vorn sitzt, dreht sich nach uns um.

„Wissen Sie, gnädige Frau, daß wir gerade auf die Mitte der Navajo-Reservation losfahren?“

„Ja. Und?“

[123] „Der Chin Lee-Canyon, unser heutiges Ziel, ist nichts anderes als der Chelly-Canyon Karl Mays.“

„Wirklich? Dann kommen wir doch auch in die Nähe des *Gloomy-water*, in das der Ölprinz seine schwindelhafte Petroleumquelle verlegte?“

„Stimmt.“

„Und den nächsten Navajo, der uns begegnet“, mischt sich Luz ein, „fragen wir nach Nitsas-Ini, dem Häuptling der Navajos.“

„Aber geh! Der ist doch sicher schon lange tot!“

„Dann erkundigen wir uns nach seinem Sohn, Schi-So. Es wäre doch schön, wenn wir erfahren könnten, was aus den weißen Ansiedlern damals geworden ist, aus Adolf Wolf, dem Forstkundigen –“

„– und aus Frau Ebersbach, geborene Morgenstern, verwitwete Leiermüller“, lacht Wetzler, der seinen Karl May noch gut im Kopf hat.

Luz und ich stimmen in sein Lachen ein, und in bester Laune geht die Fahrt weiter.

Erst am Nachmittag sehen wir ein nach Indianerart aus Wüstensand errichtetes Gebäude. Es ist ein ganz einsam gelegener Store, der von einem Vetter Lorenzo Hubbells geleitet wird. Wir atmen erleichtert auf, denn trotz allen Zutrauens zu unsrer Fahrleitung ist es doch beruhigend, einmal wieder auf Menschen zu stoßen.

Wir halten an. Während sich unsere Herren im Store über die Weiterfahrt besprechen, besuche ich ein paar Navajohütten, die der Bedienung des Store gehören und unmittelbar daneben liegen.

Nach der kleinen Ruhepause wird wieder frisch losgezogen in der uns angedeuteten Richtung.

[124] In der Wüstenluft ist in etlicher Entfernung am Gesichtskreis eine Navajosiedlung zu sehen, d. h. Gatter mit weidenden Kühen und ein paar angehobbelten Pferden zeichnen sich ab. Die Gleise in Richtung auf dieses Ziel sollen also von uns benützt werden. Es sieht wieder so greifbar nach aus, daß wir kaum glauben können, daß die Entfernung bis dahin 10 km beträgt. Aber wir brauchen bei dem schlechten Weg doch etwa eine halbe Stunde Autofahrt bis dorthin. In dem leicht welligen Boden soll die Straße dann weiter über ein Flußbett führen, von dem uns der Storeleiter schon erzählt hat, daß es vom letzten Regen sehr ausgewaschen wäre.

Wir fahren also auch von den Tiergattern an ganz der Weisung entsprechend neben einer kleinen Bodenwelle entlang. Der Leser wird unsre Niedergeschlagenheit begreifen, als wir ans Flußufer kommen, das zwar ausgetrocknet vor uns liegt, dessen Uferwände aber etwa 7 m steil abfallen, so daß es keine

---

<sup>25</sup> # Chin Lee (Chinle) ist eine Siedlung am Canyon de Chelly.

Möglichkeit gibt, hinüberzukommen.

Inzwischen ist es 4 Uhr nachmittags geworden. Es bleibt uns also weiter nichts übrig, als wieder zurückzufahren, bis wir an die Weidegatter kommen, wo wir jetzt zwei Navajos – Vater und Sohn – antreffen.

Nach einer Unterredung mit Herrn Wetzler ist der Sohn bereit, uns über den Flußlauf hinwegzuführen. Der junge Indianer muß etwa 10 km weit auf dem Trittbrett neben dem Wagenschlag mitfahren, so daß er mindestens einen dreistündigen Weg zu Fuß zurückzugehen hat. Ohne ihn wären wir aber nicht vorwärts gekommen. Die Gleise, die zu dem einzig möglichen Weg über das Flußbett [125] führen, hätten wir alle vier nie und nimmer entdeckt. Ganz wenige Fahrzeuge haben sie bis jetzt benützt, und nur ein ganz kundiger Fährtsucher wie Winnetou oder Old Firehand hätte überhaupt die Abzweigung in dem Wüsterngestrüpp gefunden. Wir durchquerten nun glücklich den Flußlauf. Der junge Navajo führt uns noch ein Stückchen weiter und setzt uns auf einem Gleis an, von dem er sagt, wir würden noch vor Sonnenuntergang auf den kleinen Store eines Hopi-Indianers treffen.

Inzwischen rückt der Abend mit Riesenschritten heran. Es ist ja bekannt, daß in diesen Breiten gerade wie im Orient die Nacht plötzlich einfällt und die Dämmerung nur ganz kurze Zeit währt. Gleich nachdem also der in der Klarheit der Luft strahlende rote Feuerball den Himmel weithin rotleuchtend gefärbt hat, bricht schnell die Finsternis herein.

Der junge Navajo hatte recht. Gerade in dieser kurzen Dämmerzeit halten wir bei dem Hopi-Store und haben so Gelegenheit, uns noch einmal über die Weiterfahrt zu befragen. Der Hopi spricht englisch, und sein letzter Zuruf ist noch: „Haltet euch immer rechts!“

Nun dunkelt es schnell, und unser einziger Wunsch ist, uns bloß nicht noch einmal zu verfahren und nicht im Sand stecken zu bleiben. Gegen 8 Uhr flüstert Luz mir zu: „Alles ist gut und schön, wenn bloß unser Benzin ausreicht. Sonst müssen wir uns darauf einrichten, im Wagen zu schlafen.“

Wir alle sehen angestrengt in leichter Unruhe auf das Gleis vor uns und stehen plötzlich wieder vor dem Auseinandergehen von drei verschiedenen Gleisen. Wir halten hohen Kriegsrat, und da der [126] Hopi gesagt hatte, immer rechts halten, wird also nach rechts abgebogen. Es war falsch – und doch vielleicht zu unserm Glück, denn nach einer Viertelstunde hört das Gleis auf, und wir stehen vor einer Navajohütte. Wenn auch abseits von unserer Straße, so haben wir doch wieder einen Menschen zum Befragen.

Der Navajo wird herausgepocht und kommt freundlicherweise mit uns. Er führt uns zurück zu unserm Wege und setzt uns wieder richtig an. Kurze Zeit darauf empfinden wir jubelnde Freude. Am Himmel erscheint ein Licht. Herr Wetzler sagt triumphierend: „Das ist unser Ziel: die Thunderbird Ranch.“<sup>26</sup>

Es hat trotzdem noch zwei Stunden gedauert, bis wir dem Licht wirklich nahe sind. Wieder eine Schätzungstäuschung, an der die Wüstenluft die Schuld trägt. Jede Bodenerhebung zeigt uns das Licht, jede Tiefe läßt es wieder verschwinden, so daß wir Zweifler uns wieder in falscher Richtung und falscher Fahrt glauben.

Endlich nachts 11 Uhr ein Wasserturm und damit das Anzeichen menschlicher Nähe. Wir finden auch tatsächlich eine kleine Siedlung, fahren vor einem Haus, in dem noch Licht schimmert, vor und klopfen den Besitzer – einen Amerikaner – heraus. Englische Sprache – wir fühlen wieder Boden unter den Füßen.

Ganz in der Nähe ist ein kleines Camp angelegt, zu dem uns der Amerikaner hinweist. Nur noch zehn Minuten Fahrt und wieder – ein deutscher Feldweg. Wir fahren freudig ab und sind eben im Begriff, noch einmal eine Abzweigung zu verpassen, [127] als wir das Tuten eines Autos hinter uns hören. Der Amerikaner ist uns nachgekommen, um uns zu führen.

Unser Davy strahlt. Er hat sein Wort gehalten, uns für diese Nacht ein Unterkommen mit bester Verpflegung zu bescheren. Trotz der Kälte, die die Wüstenacht bringt, sind wir froh, uns diesmal ganz auskleiden zu können, und sind bald eingeschlafen.

---

<sup>26</sup> # Thunderbird Lodge, jetzt: Sacred Canyon Lodge existiert noch immer (2013).

## Der Store von Ganado

Wieder auf Karl Mays Spuren – Weiße Flüchtlinge bei den Indianern – Bei einem Pionier des Westens – Luz ist unpäßig – Oasen in der Wüste – In der Reservation der Zunis

[26.9.1930?] Von der Thunderbird Ranch aus wird der Besuch zweier wunderbarer Canyons<sup>27</sup> ermöglicht. Die Unterkunftsstätte ist ganz neu errichtet, und es sind dort verschiedene Gäste, die die ausgebaute Straße, d. h. den Feldweg, von Osten her benützt haben, denn hierher führt Harvey neuerdings Gäste.

Der Besuch der beiden Canyons ist sehr lohnend. Etwa 500 m steil ab fällt der Rand des Flußbettes.

Im Canyon Chin Lee haben sich auf dem ausgewaschenen fruchtbaren Boden einige Navajos angesiedelt, deren Hütten wie Spielzeug aussehen. Besonders die Casa Blanca, ein an die Felswand gebautes Haus, leuchtet uns entgegen. Das weiße Haus ist vorgeschichtlich<sup>28</sup>. Die Indianer glauben, daß Gespenster darin wohnen, und keiner wagt, dieses Gebäude zu betreten.

[128] Bei der Navajosiedlung sehen wir deutlich Anlagen von Orangenbäumen und auf der Weide große Schafherden. Herr Wetzler meint, daß ein weißer Verbrecher, der sich hier unten bei den Navajos ansiedelt, wohl niemals wieder gefunden wird.

Wie viele, die mit Gott und den Menschen zerfallen waren, sind bei den Indianern untergetaucht und für immer aus dem Gesichtskreis ihrer weißen Mitbrüder verschwunden. Manche mögen dort ihren Frieden wiedergefunden haben. Sie sind dann dem roten Mann zum Freund und zum Vater geworden. Ich denke dabei nur an Klekih-petra, den Schulmeister der Apatschen, für den Karl May wohl irgendein Vorbild vorgeschwebt hat. Noch mehr aber mögen bei ihnen auch weiterhin ihren Verbrechertrieben treu geblieben sein und sich dem roten Mann, der ihnen vertrauensvoll Unterschlupf gewährt hat, zum Fluch geworden. Auch für sie finden wir bei Karl May Beispiele, die wohl ebenfalls aus dem Leben gegriffen sind, wie Parranoh, der Häuptling der Ponkas, der ja nichts anderes war als ein weißer Verbrecher<sup>29</sup>, und Thibaut, der Mediziner der Komantschen, weiland Taschenspieler und Falschmünzer<sup>30</sup>.

Neben Chin Lee liegt das *Canyon of death*, ein Begräbnisplatz für Indianer. Übrigens hat in dieser Gegend eine der letzten großen Indianerschlachten stattgefunden<sup>31</sup>, eine Erinnerung, die uns wieder mit leiser Wehmut erfüllt.

Wir fahren nun drei Stunden auf einem uns erstklassig anmutenden Feldweg. Zwar treffen wir niemand; aber Telephonstangen, die den Weg entlang [129] stehen, üben einen außerordentlich beruhigenden Einfluß auf uns aus. Und auch sonst sind wir nicht allein. Hier, gerade auf diesem Weg, sind sie vorübergezogen auf der Verfolgung des Ölprinzen, die Helden des Westens, Winnetou und Old Shatterhand, das ‚Kleeblatt‘ und der Hobble-Frank, die Tante Droll und der ganze Zug der Auswanderer!<sup>32</sup>

Wieder das übliche Wüstenbild. Später fahren wir aber an einem prächtigen Canyon entlang. Mittags stoßen wir auf einen Fluß, den Pueblo Colorado River<sup>33</sup>. Auf dem gegenüberliegenden Ufer winkt ein stattlicher Store und der Ort Ganado.

Unser Davy geht kurz entschlossen, ohne sich Schuhe und Strümpfe auszuziehen, durch den Flußlauf, um zu sehn, ob das Auto durchfahren kann. Er erreicht das gegenüberliegende Ufer, ohne bis Kniehöhe im Wasser gewesen zu sein, und winkt, daß wir nachfahren sollen.

Wir genießen jetzt die Gastfreundschaft der Familie von Vater Hubbell. Store und Wohnung sind für Wüstenverhältnisse aufs schönste angelegt. Das Haus ist amerikanisch eingerichtet und wirkt wie ein neuzeitliches deutsches Gutshaus. Wir sind überrascht. Auch innen ist alles gepflegt und schön, halb spanischer, halb amerikanischer Stil, und wir wundern uns, daß unser abwesender Wirt von Oraibi, der doch

<sup>27</sup> # Canyon de Chelly, Canyon del Muerto.

<sup>28</sup> # White House Ruin, erbaut ca. 1000 n.Chr. / frühe Pueblo-Kultur (Anasazi).

<sup>29</sup> ‚Winnetou‘ II

<sup>30</sup> ‚Old Surehand‘ I und II

<sup>31</sup> # „Battle“ of Canyon de Chelly, 1864, US-Truppen unter Kit Carson gegen die Navajos.

<sup>32</sup> ‚Der Ölprinz‘

<sup>33</sup> # Ganado (Arizona) hieß anfangs Pueblo Colorado und wurde durch den Posthalter „Don“ John Lorenzo Hubbell (27.11.1853-12.11.1930 – Das Treffen mit Klara May war im September 1930!) zu Ehren von Ganado Mucho, einem Navajo-Häuptling, umbenannt. Das kleine Fließchen wurde wohl weiterhin „Pueblo Colorado River“ genannt. Der „Store“ ist noch heute als „Hubbell Trading Post National Historic Site“ bekannt.

in diesem Haus und in soviel Behaglichkeit aufgewachsen ist, sich dort in den einfachen Verhältnissen wohlfühlt.

In einer Riesendiele hat die Familie gerade zu Mittag gespeist. Der Navajodiener legt für uns [130] Gedecke auf, und wir bekommen allerlei Erzeugnisse des Landes vorgesetzt. Bald sind wir in angeregtem Gespräch mit den Damen des Hauses, die im Osten erzogen sind und nun in dieser Einsamkeit leben, in die nur zweimal in der Woche Postbestellung kommt.

Der Nachtschiff verblüfft uns. Es gibt ganz frisches, knuspriges Dresdner Plundergebäck. Hubbells haben einen böhmischen Koch, der dieses Backwerk täglich herstellen muß. Die Navajos, die zum Handeln in den Store kommen, sind eifrige Käufer dafür.

Nach der Mahlzeit besichtigen wir den Store. Er ist der größte, den wir bis jetzt kennengelernt haben, und beherbergt große Lager an Wolle und Fellen. Verbunden damit ist eine ganz beträchtliche Landwirtschaft. Die Nähe des Flusses gibt natürlich Weideland, und im Hof sind große Heuschuber aufgebaut.

Der Ort hat eine Schule und macht überhaupt einen recht gehobenen Eindruck.

Der Store von Ganado und die Familie Hubbell sind der Ausgangspunkt für die jetzt vorgeschobenen Stores. Die Familie Hubbell scheint ganz in diesem Beruf aufzugehen. Sie besorgt durch ihre Stores auch die Postbestellungen.

Und nun nachmittags ein anderes Bild. Ein schöner, alter Nadelwald, breite Straßen, allerlei Verkehr, bis wir zum Tee das behagliche Harvey-Hotel in Gallup erreicht haben.

Leider steht dieser Tag unter dem Schatten einer starken Erkältung und Unpäßlichkeit von Luz. Als dann in Gallup die Frage entscheiden wird, die Nacht auf das Hotel zu verzichten und bis nach [131] Zuni, der Reservation der gleichnamigen Indianer zu fahren, um am nächsten Tag den Apatschen schon viel näher zu sein, komme ich in argen Zweispalt. Soll ich mein Kind verlassen und allein weiterziehen oder bei ihm bleiben? Luz hilft mir darüber hinweg, indem sie sich zu guter Letzt noch entschließt mitzukommen. So geht es abends noch weiter bis Zuni, das wir erst in der Dunkelheit erreichen.

Die Wüste ist an sich durchaus nicht ganz wasserarm. In beträchtlicher Bodentiefe trifft man auf Wasseradern. Wird das Wasser nun hochgepumpt, so können Landstrecken, die früher unfruchtbar erschienen, in fruchtbare verwandelt werden. Ich denke dabei an den Llano estakado. Einst eine trostlose Wüste, in der die Gebeine von Hunderten von Verschmachteten bleichten – Karl May hat wiederholt davon erzählt<sup>34</sup> –, und in der keine einzige Oase bekannt war, und jetzt? Unzählige Wassertürme haben das kostbare Lebenselement an die Oberfläche gezaubert, und zahlreiche blühende Ansiedlungen, ja Städte, die tatsächlich Tausende von Einwohnern aufweisen, beleben das Gebiet, durch das ehemals der Reisende mit Grauen gezogen ist<sup>35</sup>.

Die Mormonen haben das Verdienst, diese Art der Wassergewinnung zum erstenmal in großem Maßstab in Utah eingeführt zu haben. Und es ist ihnen gelungen, eine öde Steppe in blühendes, fruchtbares Ackerland zu verwandeln.

[132] Solch ein Wasserturm ist es denn auch gewesen, der uns bei der Thunderbird Ranch zuerst die Nähe einer menschlichen Ansiedlung ankündigte.

Auch die Reservation der Zunis weist viele Wassertürme auf. Sie liegt an sich schon in viel gepflegterer Gegend, wie auch die Zunis selber, die nach den Hopis wohl die merkwürdigsten Puebloindianer sind oder vielmehr waren, viel von ihrer Eigenart eingebüßt haben. Sie haben bereits starken amerikanischen Einschlag, und alles bei ihnen läuft im Sinne amerikanischer Entwicklung. Man hat in ihrem Gebiet Ölquellen gefunden, die ihnen der Staat abgekauft hat. Als Entgelt werden ihnen dafür gute Fahrstraßen gebaut, was gerade wir, die in der letzten Zeit in dieser Beziehung nicht verwöhnt wurden, als große Annehmlichkeit empfinden.

Übrigens soll auch bei den Navajos Öl gefunden worden sein, so daß auch sie demnächst als Entgelt Straßen gebaut bekommen werden. Amerika dringt damit ins Herz der Reservationen.

Spät langen wir in der Stadt Zuni an. Wir kommen dort in dem kleinen Hotel für bescheidene Ansprüche leidlich unter.

Der Governor von Zuni ist ein schöner Indianer. Für uns stellt er ungefähr das Winnetou-Ideal dar.

---

<sup>34</sup> ‚Winnetou‘ III, ‚Unter Geiern‘ und ‚Old Surehand‘ I

<sup>35</sup> Franz Kandolf, Die ‚finsternen und blutigen Gründe‘ einst und jetzt

[27.9.1930?] Am nächsten Morgen wird sehr zeitig aufgestanden für die Fahrt zu unsern Apatschen. Da Luz fiebert, ist es unmöglich, daß sie weiter mit mir kommt. Meine Bedenken, sie allein zu lassen, zerstreut sie mit den Worten: ‚Will Old Shatterhands Squaw den Freunden so nahe sein und sie nicht besuchen?‘ Ich habe mich dann im Widerstreit der Gefühle für die Weiterfahrt entschlossen.

[133] Luz will sich ein Harvey-Auto aus Gallup rufen. Der lange Davy hat aber bereits im Store einen Ford flügge gemacht, so daß die beiden kleinen Wagen fahrfertig auf dem Platz stehen und unsre Wege sich für einen Tag trennen.

Ich habe an diesem Tag 400 km im Auto zurückgelegt, was natürlich nur bei den erstklassigen Straßen möglich war. Ich wollte auch nicht mehrere Tage zu dieser Fahrt aufnehmen, da ich nicht wußte, wie es Luz gehen würde. Wie froh war ich, sie abends in Winslow im Hotel zwar liegend, aber doch frischer vorzufinden!

## 12

### Durch Winnetous Reich

Zu den Apatschen – Indianer und Grenzergesindel – Ein Denkmal für die Frauen der Einwanderer – In der Apatschenreservation – Karl May und sein Vaterhaus – Karl Mays Lebensweise – Winnetou – Die Schwiegermutter bei den Apatschen – Satan und Ischariot III – Ich sehe mein Kind wieder

Karl May hat, wie allgemein bekannt, sein Herz den Apatschen geschenkt. Wahrscheinlich deshalb, weil sie im allgemeinen als die Bedrängtesten galten. Jedenfalls steht es geschichtlich fest, daß die Apatschen einer der am frühesten mit den Weißen in Berührung gekommenen Indianerstämme sind. Das Museum in Washington berichtet, es seien 350 Jahre her.

Tatsächlich haben die Apatschen heute ihre Eigenart vollkommen verloren, besonders die Meskaleros. Ein Teil ist aufgestiegen, und es gibt reiche, wohlhabende Apatschenfarmer. Andre sind zum Teil [134] im arbeitenden Volk aufgegangen oder nach Mexico abgezogen.

Gleich der Blume, die vor dem Sterben noch einmal schönsten Duft verbreitet, so läßt Karl May aus dem Apatschenvolk Winnetou erstehn. Waren es doch die Apatschen, die ihr Leben und ihre Freiheit besonders zäh gegen die fremden Eindringlinge verteidigten! Und er liebte ja allezeit die am meisten, die im Schatten standen, weil er selbst so lange und schwer darunter gelitten hat, daß für ihn so wenig Sonnenzeiten waren.

Dabei denke ich an eine Begebenheit, die ihm später sehr verdacht wurde. In einer Gesellschaft hochstehender Menschen sprach Karl May unter anderm von einem Bahnarbeiter, der ihm einen herzerreißenden Brief geschrieben und dem er sofort geantwortet hatte. Eine Dame dieser Gesellschaft machte ihm darauf den Vorwurf, ihr auf ihren Brief noch nicht geantwortet zu haben. Karl Mays Entgegnung war: ‚Sie brauchen mich nicht, deshalb können Sie warten. Der andre aber war in Seelennot.‘ So war es auch Karl May ganz gleich, ob dieser oder jener Indianer der Allgemeinheit als höherstehend galt.

Es wurde behauptet, die Indianer seien keine Schützen, besonders in der ersten Zeit ihrer Kämpfe. Die Weißen wären ihnen überlegen gewesen. Das ist nicht verwunderlich. Was hatten diese und was jene für Waffen und wo war das Schießen heimisch und wo nicht? Was für glänzende Schützen später auch Indianer mit Hinterladern und Henrystutzen sein konnten, weiß man heute.

Daß den Apatschen in den vergangenen Jahrzehnten [135] noch einmal ein tatkräftiger Häuptling erstanden ist, konnte man in allen Zeitungen lesen. Es war Geronimo (indianisch Guiatli)<sup>36</sup>, der sich für sein Volk aufgelehnt hat und darum in Springerville gefangengesetzt worden ist.

Wir wollen uns noch einmal klar werden, was für Weiße mit den Indianern zuerst in Berührung gekommen sind. Es war zumeist das Übelste, was Europa an Menschen hervorbrachte, entsprungene Sträflinge, üble Gesellen aller Art, die fliehen mußten und deren Flucht man förderte, nur um sich ihrer zu entledigen. Auch die Weißen, die bereits angesiedelt waren, schoben solche Menschen gern dem Innern des Landes zu. Ich verweise auf die Schilderungen, die uns Herr Wetzler gegeben hat von dem Store seiner Schwiegereltern und von dem ewigen Raufen und Morden. Wilder als Wilde, losgelöst von allem, was hinter ihnen lag, schonten die Grenzer weder Mensch noch Tier, um sich eine Lebensmöglichkeit zu schaffen. Karl May schildert oft genug solche Halunken, die rücksichtslos andre sterben lassen, um sie auszuplündern. Ob es nun die

---

<sup>36</sup> # Goyathlay oder Goyaaaté („einer, der gähnt“) 1829-1909, später Geronimo genannt.

Llanogeier sind oder die Railtroublers in ‚Winnetou‘ III oder die Tramps im ‚Schatz im Silbersee‘ oder die ‚Finders‘ im ‚Ölprinz‘ – – es ist immer und immer der gleiche Menschenschlag.

Das rohe Morden verrohete die Rohen noch mehr. Und diese Meute bildete die Grenzlinie zwischen den Indianern und den Weißen. Was die Indianer dabei für Eindrücke von den Weißen bekommen haben, ergibt sich von selbst.

Ein damals bekanntes und berüchtigtes Spiel dieses Grenzergesindels, dieser *border-ruffians*, wie [136] sie hießen, war das Gouging<sup>37</sup> – ein wüster Kampf, in dem keine Regel herrschte. Ringen, Boxen, Beißen, alles war erlaubt. Das Ziel des Kampfes war, dem Gegner die Augäpfel mit dem Daumen auszuquetschen und dann die Gurgel zu durchbeißen. In dieser Weise wurden Kämpfe um Weiber ausgefochten. Der Besitz eines Weibes war den Grenzern solch einen Kampf wert. Frauen waren zu Anfang natürlich dünn gesät. Später nahm aber die Bevölkerung durch die große Vermehrung dieser Elemente nur allzu schnell zu. Es war keine Seltenheit, daß ein Mann von 35 Jahren schon Großvater war. Mit 16 Jahren ging es ans Heiraten, und ein eignes Weib konnte jeder nehmen, der schießen und sich dadurch die nötige Nahrung verschaffen konnte. Besondere Förmlichkeiten waren nicht nötig. Herkunft, Papiere, Religion waren leere Begriffe. Welche eine Verachtung mußten die Indianer mit ihren so tief verwurzelten Anschauungen für diesen weißen Auswurf hegen! Für diese Leute, die ihnen ihr Land raubten, ihr Wild in Massen vernichteten und ihnen stahlen, was nur zu stehlen war! Man denke nur an das Gold! Es war mehr als Notwehr, es war eine gute Tat, daß die Indianer versuchten, mit diesen Strolchen aufzuräumen. Es ist vorgekommen, daß Apatschen solches Gesindel mit Goldkugeln erschossen, teils aus Mangel an Blei, teils aus Hohn.

Leider mußte diesen Rowdys aber Schutz gewährt werden, und viel Gutes fiel dem Bösen zum Opfer. Es hat langer Jahre bedurft, um den heutigen Zustand und die heutige Ordnung herbeizuführen. [137] Die Vereinigten Staaten haben erkannt, daß ihr noch immer unendlich schönes und reiches Land kein Zufluchtsort für den Abschaum der übrigen Welt sein durfte. Sie haben aus diesem Grunde die Einwanderung jetzt derart erschwert, daß sie fast zur Unmöglichkeit geworden ist. Leider ist es aber zu spät, um gutzumachen, was an den Indianern gesündigt wurde. So viel Mühe auch aufgewendet wird, um den kleinen Rest noch zu erhalten, das große edle Vorbild indianischer Art und Handlungsweise, wie es Karl May in seinem ‚Winnetou‘ schildert, ist für immer dahin. ‚Winnetou‘ ist das Schwanenlied der aussterbenden roten Rasse.

Man hat den Apatschen eine der größten Reservationen gegeben, die an der großen früheren Heerstraße von Santa Fé nach Süden liegt, am sogenannten Chihuahua-trail. In Springerville erinnert ein Denkmal an die Zeit, als die Blahenwagen den Verkehr nach dem Süden führten. Dieses Denkmal ist von besonderem Reiz, da es den Frauen gewidmet ist, die das schwere Leben ihrer Männer geteilt haben. Es stellt eine Frau in der üblichen Auswanderertracht dar; ein kleines Kind hat sie an der Brust, ein etwas größeres schmiegt sich an ihre Rockfalten. Ich lasse die Inschriften der drei Seiten des Denkmals hier folgen:

Vorderseite: *N. S. O. A. R. Pioneer mothers of the covered wagons days.*

Links: *A tribute to the pioneers of Arizona who trod the grounds of the Apaches and other warrior tribes.*

[138] Rechts: *Coronado passed here in 1540. He came to seek gold, but found fame.*<sup>38</sup>

Bei St. Johns hatten wir den Little Colorado erreicht, dessen Ufer wir bis Springerville folgten. Hier, ganz in der Nähe, an einem seiner zahlreichen Quellflüsse, muß das aus ‚Satan und Ischariot‘ III bekannte Pueblo der Judith Silberstein zu suchen sein. Die genaue Stelle kann ich freilich auf der Karte nicht finden, denn kein einziges der vielen Nebenflüßchen trägt den Namen White Fork, sondern alle führen einfach die Bezeichnung Valley, d. h. Tal, da sie überhaupt nur fraglicher Natur sind und nur kurze Zeit im Jahre Wasser führen. Aber ganz in der Nähe muß es sein, nicht weit entfernt vom Gebiet der Zunis, denen die Yuma-Indianer das Pueblo ja ursprünglich abgekauft hatten.

<sup>37</sup> # heute gilt ‚eye-gouging‘ (Augendrücken) als übler Regelverstoß beim Rugby.

<sup>38</sup> Vorderseite: Den Heldenmüttern, die bahnbrechend waren, aus der Zeit der Blahenwagen.

Links: Zur Erinnerung an die Bahnbrecher Arizonas, die sich in die Jagdgründe der Apatschen und anderer feindlicher Stämme wagten.

Rechts: Coronado kam hier i. J. 1540 vorüber. Er suchte Gold, fand aber Ruhm.

(N. S. O. A. R. bedeutet vermutlich: National Society of Apache Reservation.)

# Die „Madonna of the trail“ in Springerville ist Teil einer Serie von 12 Monumenten, die 1928/1929 errichtet wurden. Die korrekte Inschrift der Vorderseite lautet: »N. S. D. A. R. **Memorial of the** Pioneer mothers of the covered wagon days.« NSDAR bedeutet: National Society of Daughters of the American Revolution. Die seitlichen Inschriften variieren bei den 12 Monumenten, in Springerville steht rechts (von vorn gesehen): »A tribute to the pioneers of Arizona **and the southwest** who trod the ground **and braved the dangers** of the Apaches and other warrior tribes.« Die Angaben zur linken „Coronado“-Seite sind korrekt.

Wir sind also wieder einmal auf einer der Linien der Reiseerzählungen Karl Mays angekommen – aber nicht zum letztenmal für heute.

Die Apatschen haben nicht nur eine der größten Reservationen erhalten, sondern auch eine der fruchtbarsten. Nachdem die Fahrt von Zuni bis Springerville ziemlich eintönig verlaufen ist, nimmt uns jetzt ein herrlicher Waldbestand von Schwarzkiefern, Cotton-trees und Eichen auf. Ich fühle [139] mich fast wie zu Hause und staune den großen Reichtum an, den die Apatschen in den riesigen alten Eichenstämmen besitzen. Sie besitzen ihn aber in Wirklichkeit gar nicht mehr: der ganze Wald ist von der Regierung für 50 Jahre an ein Unternehmen verpachtet, und daß nach dieser Zeit hier nicht mehr viel zu holen sein wird, dafür werden die Amerikaner bis dahin sorgen. Es werden täglich 300 000 Kubikfuß Holz verarbeitet. Rastlos schaffen sie Tag und Nacht. Wir besuchen die große Schneidemühle Mac Nary<sup>39</sup>, die nach dem Leiter des Unternehmens benannt ist, und bemerken lauter weiße, keinen einzigen indianischen Holzarbeiter.

Auch im Ort ist kein einziger Indianer, nur einige verfallene Apatschenhütten stehn da. Die Apatschen selber, die sogenannten Herren der Reservation, lieben die Nähe weißer Ansiedlungen nicht und lassen sich lieber abseits der schönen Autostraßen in irgendeinem verborgenen Winkel nieder. Sie erhalten auch beileibe nicht den Pacht für den Wald. Den steckt der Staat sein, der die Apatschen nach seiner Art entschädigt. Er baut ihnen als Entgelt – herrliche Autostraßen. Zwar kann ich nicht recht verstehn, was die Apatschen davon haben sollen, diese wissen es wahrscheinlich selber nicht, aber Onkel Sam wird wohl in den 400 Jahren indianischer Geschichte gelernt haben, was dem roten Mann zu Nutz und Frommen gereicht. Nur schade, daß es der ‚verstockte‘ Indianer nicht einsehen will!

Wenn schöne Autostraßen, Kinos und die Einführung in die gesamte neuzeitliche ‚Kultur‘ den Himmel bedeuten sollen, dann müßten eigentlich [140] die Apatschen recht glücklich sein. Sie sind es aber dem Anschein nach nicht, und sie werden es auch nicht werden, weil die ‚Bildung‘ nicht von innen heraus, der indianischen Eigenart entsprechend, erfolgt, sondern ihnen aufgedrängt wird. Wohlleben und Reichtum machen das Glück überhaupt nicht aus. Karl May hat diese Wahrheit immer wieder ausgesprochen ...

Mein Mann war bis zu seinem Tod die Einfachheit und Bescheidenheit selber. Er erzählte mir zuweilen, wie es in seiner Kindheit war, in dem armen Weberhäuschen. Es geschah meist dann, wenn ich unzufrieden mit seiner einfachen Lebensweise, mit seinem Essen war, denn das war überhaupt der heikle Punkt in unsrer Ehe. Ich konnte ihm den Mittagstisch nie einfach genug herrichten.<sup>40</sup>

In seinem Geburtshäuschen war Schmalhans immer Küchenmeister, zu seiner Zeit ganz besonders. Die Kartoffeln wurden gezählt, und die Schalen fand man genau so schmackhaft wie die köstliche Frucht, und wenn sie auch noch so viel Faulflecke hatte. Als Zuspense wurde in reicher Zeit für die Familie ein Hering gekauft, dem man das Salz nicht abstreifte, in dem er behaglich geruht. Die Kartoffeln wurden mit dem zugeteilten Stück in Berührung gebracht, damit sie etwas von dem Duft des Fisches annahmen, und erst mit der letzten Kartoffel wanderte die Beilage in den Magen. So blieb die Einbildung, daß man Hering und Kartoffeln gegessen habe. Aber so lukullische Genüsse gab es nicht oft. Des Vaters Wochenlohn, zwei Taler, gestattete solche Ausgaben gewöhnlich nicht; war doch nicht allein für das Essen zu sorgen, [141] sondern auch für viele andre Nebendinge. Dazu kam der überreiche Kindersegen – Karl May hatte dreizehn Geschwister, von denen neun schon in den ersten Lebensjahren starben – und wenn jedes dieser kleinen Wesen auch noch so wenig für sich beanspruchte, im Reiche der Armut war es dennoch viel, und auch damals war die Geburt ebenso wie der Tod mit empfindlichen Kosten verknüpft. Wenig konnte in dieser harten Zeit die geplagte Mutter zum Wochenverdienst beitragen, wenig die alte, treue Großmutter. Aber alle halfen, so gut es eben ging. Alle nähten Handschuhe mit der Hand; denn Maschinen gab es noch nicht, und wenn in der Woche auf diesem Weg noch zwei gute Groschen besonders verdient waren, dann konnte man daran denken, ein ‚Fest‘ zu feiern.

Man kaufte dann Dreierbrötchen, und zwar alte, weil der Bäcker davon mehr gab als von frischen. Ein bißchen Schimmel machte nichts aus; im Gegenteil, von der schimmeligen Sorte gab es ja noch mehr, und deshalb waren sie noch beliebter. Diese Dreierbrötchen wurden jedem zugeteilt. Die Mutter bereitete dann einen dünnen Kaffee, und die Wirtschaftskasse spendete drei Pfennige für Zucker, um das Gebräu zu süßen.

---

<sup>39</sup> # McNary, kleiner Ort in der Fort Apache Indian Reservation, ab 1924 Sitz der McNary Lumber Company.

<sup>40</sup> # Karl May war weder einem guten Wein noch einer guten Zigarre abgeneigt. Die folgenden Ausführungen sind eine gekürzte Fassung von Klara May: Das Geburtshaus meines Mannes, Karl-May-Jahrbuch 1919.



Heiß kam es auf die eingeschnittenen Dreierbrötchen, weichte sie auf und machte sie auf diese Weise eßbar. Aber ein solches Festessen konnte man sich nur selten leisten; in der übrigen Zeit ersetzte Schwarzbrot diese Leckerei, und auch der Zucker fehlte.

Diese Wochenspeise war meines Mannes Hauptnahrung, so daß er sich daran gewöhnt hatte und bis zu seinem Ende mit Vorliebe trockenes Brot [142] und schwarzen Kaffee zu sich nahm als einzige Mahlzeit, ohne Zucker und Milch; nur den einstigen dünnen Kaffee liebte er nicht mehr; darin war er Feinschmecker geworden. Die beste Bohnensorte wollte er, und der Kaffee mußte so stark wie möglich gekocht sein. Aus Sumatra hatte er sich einmal einen Zentner feinsten Kaffee mitgebracht; den bereitete er für seine Gäste nach dortiger Art mit Vorliebe selber und konnte davon unglaublich viel genießen.

Die Gewohnheit des Einfachen war ihm aber auch in allem andern Essen geblieben. Eine Schüssel Quark und Kartoffeln – das war ihm lieber als die gewählteste Speisenfolge.

Butter gab es in dem Weberhäuschen noch weniger als es uns die Kriegezeit gönnte. Hammeltalg mußte zu allem dienen, weil es damals das Billigste war. Dennoch war man zufrieden, wenn man sich nur an Kartoffeln sättigen konnte, aber oft war auch das nicht möglich. Und es wird noch nicht vergessen sein, daß einmal in einem dieser erzgebirgischen Weberdörfer fast kein einziger Mann an seinem Webstuhl war; die meisten saßen wegen Diebstahls. Die Not der Familie, der nagende Hunger zwang die Ärmsten, die Schranken des Gesetzes zu übertreten.

Viel hat sich geändert seit jenen Tagen. Heute ist manches anders und, Gott sei Dank, besser geworden. Und doch – wenn mein Mann von seiner armen Heimat sprach, lag so viel verklärende Liebe über allen seinen Worten, daß sie in der Erinnerung schön wurde. ‚Es mußte so kommen, wie es kam‘, sagte er oft, ‚ich mußte die Hölle des Lebens kennenlernen, um durch sie um so sicherer den Himmel zu [143] finden und ihn denen zu zeigen, die nach ihm verlangen.‘ –

Die Amerikaner wollen den Indianern ebenfalls den Himmel zeigen – auf ihre Weise! Aber das Ergebnis ihrer Erziehung entspricht nicht der aufgewandten Mühe. Karl May dagegen zeigt in seinem Winnetou einen idealen Indianer, einen Indianer, an dem wohl auch Onkel Sam nichts auszusetzen hätte. Dabei braucht die Frage nicht erörtert zu werden, ob es einen solchen Indianer tatsächlich gegeben hat. Die Hauptsache ist, daß Winnetou an sich eine wahre Gestalt ist, eine Gestalt, wie die rote Rasse sie wirklich hervorbrachte. Und das wird niemand in Abrede stellen können, der ihre Geschichte kennt.

Aber was für ein Mann ist dieser Indianer! Er kennt die reichsten Places [placers] im Felsengebirge, – aber sie sind für ihn *Deadly dust*; er bleibt der Genügsame, der er war, ein Stück getrocknetes Büffel Fleisch und ein Trunk Wasser bilden seine Nahrung. Er ist in Wirklichkeit um nichts, gar nichts reicher als sein weißer Bruder Old Shatterhand, der nichts besitzt, als was er auf dem Leibe trägt. Er spricht tadellos englisch, und die Werke der Dichter sind ihm nicht fremd (er liest Longfellow's ‚Hiawatha‘)<sup>41</sup>, – aber die Herzensbildung, die er in der Schule Klekih-petras erlernt, ist ihm mehr wert, als aller äußerer Firnis, den ihm die Schulen des Ostens vermitteln könnten. Er ist ein Meister in allen kriegerischen Fähigkeiten, ein geborener Feldherr, – aber er verwendet seine Anlagen im Dienste des Friedensgedankens und der Völkerversöhnung. Er [144] ist ein Edelmensch – aber er ist und bleibt mit jeder Faser seines Herzens ein Indianer.

An ihn, den Herrlichsten von allen, muß ich denken, während mich das Auto in rasendem Tempo durch die Reservation trägt. Von der Straße abgesehn, ist alles noch die gleich unberührte Wildnis wie ehemals, als noch die Blahenwagen knarrend durch die weite Öde zogen und zottige, kupferfarbige Gestalten, hinter Felsstücken verborgen, auf den günstigsten Zeitpunkt warteten, über sie herzufallen.

Hm! Ein unheimliches Gefühl überkommt mich plötzlich. Bin ich denn heute wirklich so sicher? Zwar trägt uns das Auto mit ungeheurer Schnelligkeit vorwärts – kein Iltschi und kein Hatatitla könnten uns einholen, aber es brauchten nur ein paar Strauchdiebe irgendwo da vorn ein starkes Seil über die Straße zu spannen. Das Auto wäre gezwungen zu halten. Und dann? Dann wären wir geliefert, denn wir tragen keine Waffen bei uns.

Aber die Squaw Old Shatterhands läßt dieses Gefühl nicht in sich Herr werden. Es sind ja die Jagdgründe Winnetous, durch die wir sausen. Der größte Häuptling aller Apatschen wird nicht dulden, daß der Squaw seines weißen Bruders auch nur ein Haar gekrümmt werde. Gewiß hat er seine Maßregeln getroffen und seine Posten ausgestellt. Da vorn, wo die Straße eine Biegung macht, hält gleich einer auf einem Pferd. Oder

---

<sup>41</sup> ‚Winnetou‘ I

ist es der große Häuptling selber, der gekommen ist, die Squaw seines Freundes zu begrüßen?

Nein, er ist es leider nicht, wie sich beim Näherkommen zeigt, denn er trägt nicht den bekannten [145] weißen Jagdrock und die weißen Leggins. Auch die Silberbüchse ist nicht zu sehen.

Es ist seit Stunden der erste Indianer, den wir erblicken. Natürlich lasse ich halten und steige aus. Rasch ist er geknipst, und dann kommen wir ins Plaudern. Nebenbei bemerkt, der junge Mann hat mir seinen Namen aufgeschrieben, und ich konnte ihm sein Bild schicken. Er hat es auch erhalten und sich dafür bedankt.

Während bei uns jetzt die Schwiegermutter nicht mehr die komische und abschreckende Rolle spielt wie vor einigen Jahrzehnten, ist es bei den Apatschen noch anders. Der junge Mann erzählt uns nämlich, daß er nicht in die Siedlung, die gleich hinter der Straßenkrümmung lag, und in sein Zelt kommen dürfe, da seine Schwiegermutter eben zu Besuch da sei. Wir gehen ohne ihn in das Lager, wo wir uns mit den Bewohnern unterhalten und Geschenke austeilen.

Bei den Indianern obliegt der Frau die Erziehung der Kinder, und wenn sie eines Rates bedarf, so sind ihre Angehörigen dafür zuständig. Der Mann hat sozusagen ‚Außendienst‘: Jagd, Pferde, Krieg. Das Haus gehört der Frau, und der Mann muß ziehen, wenn sie seine Sachen vor die Tür setzt.

Europäisch übersetzt könnte man aber sagen, daß der Mann seinen Stammtisch hat, d. h. er versammelt sich mit den Männern des Ortes fast jeden Tag in den Kiwas, in die wieder keine Frau Zutritt hat. Von jenen heiligen Kiwas, in denen Gottesdienst gehalten wird, ist schon die Rede gewesen.

Ein ulkiger Gedanke läßt mich einen Augenblick nicht aus seinem Bann. Wie, wenn Winnetous [146] Herzenswunsch in Erfüllung gegangen wäre? Wenn er Ribanna hätte heimführen dürfen in seinen Wigwam? Eines Tages erscheint dann die Schwiegermutter aus dem Stamm der Assineboins. Und Winnetou, der große Winnetou, verläßt sein Wigwam und betritt es nicht mehr, solange der Besuch anwesend ist. Er hat nichts mehr darin zu suchen!

So ist das Erhabene und das Lächerliche auch hier eng nebeneinander. Ich schüttle diesen Gedanken, der mir fast wie eine Lästerung erscheint, schleunigst ab und besteige den Chrysler zum Weiterfahren. Ich habe jetzt bequem Platz darin. Die Geschenkkiste ist geleert, ebenso die Lebensmittelkiste, und ich sitze allein in meiner Wagenecke und durchträume noch einmal die Eindrücke des Tages.

Wir nähern uns den Mogollonbergen, der Wasserscheide zwischen dem Gila und dem Colorado River. Das ganze Gebiet ist National Forest, also ziemlich unbesiedelt, und tatsächlich begegnen wir bis zuletzt keiner Menschenseele.

Und abermals kreuzen wir die Fährte Old Shatterhands. Hier, in den Mogollonbergen, war ja die Entscheidung in dem Ringen, dessen Preis Millionen waren<sup>42</sup>. Hier erlitten die Mogollons durch die Nijora-Apatschen jene vernichtende Niederlage, und hier mußten die beiden Meltons, Vater und Sohn, zu der verzweiflungsvollen Erkenntnis kommen, daß die Millionen für sie endgültig verloren waren.

Durch tiefe Schluchten und Canyons und über [147] steile Mesas hinweg führt uns das Auto, Winslow entgegen. Todmüde steige ich dort spätnachts aus dem Wagen und eile ans Bett meines Kindes, das fast wiederhergestellt ist und mir froh entgegenlächelt.

„Nun, Herzle, wie ist es dir gegangen? Hast du Winnetou getroffen?“

„Ja, ich habe ihn gesehen und mit seiner Seele gesprochen.“

Luz ist begeistert. „Herrlich, herrlich! Oh, wenn ich doch auch hätte dabei sein können!“

„Winnetou läßt dich grüßen.“

„Danke, o danke! Was hat er denn von mir gesagt?“

„Daß du mich so liebhaben solltest wie er seinen Bruder Old Shatterhand.“

„Wirklich? Hat er das wirklich gesagt? Wie mich das freut! Gern werde ich seiner Weisung nachkommen.“

„Ich nehme dich beim Wort. Du mußt also bis morgen früh ganz gesund sein.“

„Gehört das auch zur Liebe?“ meint sie zweifelnd.

„Versteht sich! Willst du mir am Ende gar widersprechen? Winnetou hat –“

„Ja, wenn Winnetou so meint, dann bin ich still, ganz still. Und du wirst sehen, morgen bin ich gesund.“

---

<sup>42</sup> ‚Satan und Ischariot‘ III

## Der ‚Große Geist‘

Der Glaube der Indianer – Indianertänze – Der Geistertanz – Der Schlangentanz

[28.9.1930] Luz hält Wort, denn am nächsten Morgen ist sie tatsächlich so weit hergestellt, daß ihr die Erkrankung kaum mehr anzumerken ist, worüber ich sehr glücklich [148] bin. Der Tag soll der Ruhe gewidmet sein, und nach den Tagen starker Eindrücke ist mir die Ruhepause sehr willkommen.

Luz und ich sitzen am Vormittag in der Vorhalle des Hotels, als einige Indianer kommen, sich im Freien niederlassen und Töpfe zum Verkauf ausbreiten. Da der lange Davy – es ist heute der letzte Tag unsers Zusammenseins mit ihm – die Leute kennt, können wir mit ihnen, die selber nicht Englisch sprechen, ganz gut verkehren, und auch dieser Tag wird dadurch für uns noch recht anregend.

Die erwähnten Indianer gehören nämlich zum Schlangen-Clan, sind also vornehme Leute, denn es sind nur zwei Familien, die diesen Tanz ausführen dürfen, die Wiki und die Shupela. Die unsrigen stammen aus Keams-Canyon in der Hopi-Reservation, und wir haben uns lange mit ihnen über ihre Sitten, Gebräuche, Gottesdienste usw. unterhalten.

Die Indianer sind von Natur aus gläubige Menschen. ‚Manitou‘ ist ihnen der Begriff für das Höchste: der ‚Große Geist‘. Er ist ihnen etwas Allgegenwärtiges, Allbeseelendes.

Übrigens mutet uns ihre Schöpfungssage vertraut an. Die Indianer sagen: ‚Am Anfang war das Meer, der Herr des Lebens schwebte über den Wassern.‘ Die Indianer glauben und verehren ‚Schutzgeister‘, die sie durchs Leben geleiten. Diesen Schutzgeist nennen sie ihre ‚Medizin‘, die mit dem Begriff unseres Wortes nichts zu tun hat. Alle Indianersprachen übersetzen das Wort ‚Medizin‘ mit Geheimnis. Jeder Gegenstand kann dem Indianer [149] Schutzgeist, Medizin, werden. Ein Vogel, eine Frucht, ein Stein. Dieses sichtbare Zeichen seines Schutzgeistes ist ihm heilig, unersetzlich ist sein Verlust, wie wir oft bei Karl May hören. Irgendwie wurde diese ‚Medizin‘ gewonnen. Es ist eine Art Amulett, ungefähr wie die uns bekannten Amulette gegen den bösen Blick usw. Nur sind die Amulette der Indianer nicht käuflich wie die unsren, sondern sie stehen in irgendeinem lebendigen Zusammenhang mit dem Ereignissen ihres Lebens.

Hier kommt mir noch eine Erinnerung an eine Unterhaltung in El Taos. Ein klug blickender Indianer, der mit den Lehren des Christentums vertraut war, entgegnete auf meine Frage, warum er den Glauben der Christen nicht beibehalten habe und zu seinen alten Sitten und Gebräuchen zurückgekehrt sei: ‚Weil unser Glaube derselbe ist, nur anders, froher zum Ausdruck gebracht. Wir Indianer sind freudvoll glücklich in unsern heiligen Tänzen zu Ehren Manitous. Die Weißen sind ernst und sorgenvoll in Darbringung ihrer Verehrung. Unser Glaube ist in unsre Herzen geschrieben und wird in jedem Kind neu geboren und von jeder Mutter gehegt und gepflegt. Das Glaubensbekenntnis der Weißen steht in einem dicken Buch, dessen Inhalt die wenigsten kennen und noch viel weniger befolgen. Das haben wir bitter erkennen müssen, und deshalb kehren wir zu unserm in uns geborenen Glauben zurück und sind glücklich darin. Wir alten Indianer wollen leben und vergehen im Glauben unsrer Väter, die die Gebote Manitous im Herzen trugen, ungeschrieben, von [150] keines weißen Mannes Auge je gesehen und erkannt.‘

Nach den kurzen Mitteilungen über die Religion der Indianer möchte ich den ‚Totem‘-Pfählen noch ein paar Worte widmen. Es ist die Ordnung der Geschlechter, der Sippen. Jede Sippe hat ihren Schutzherrn in Gestalt eines Tieres, das der betreffenden Familie dann heilig ist und von ihr nicht getötet wird. So gibt es ‚Bären‘, ‚Hasen‘, ‚Hirsche‘, ‚Adler‘ usw. Bei Urkunden unterzeichnete die Sippe in Bilderschrift mit dem ihr zugehörigen Tier oder dem Gegenstand, dem ihre Gemeinschaft angehörte. Es konnte auch eine Feder sein, ein Messer oder eine Pfeilspitze.

Zu Beginn der neunziger Jahre trat unter den gläubigen, von den Weißen entheimateten Indianern ein Messias auf, ein sogenannter Heiliger, der den Untergang der Welt weissagte, wie es auch bei uns oft genug geschieht. Die ungeschulten Menschen glaubten dem ‚Seher‘, zumal er ihnen verkündete, daß alle Weißen umkommen, aber alle Indianer gerettet würden, die einen Geistertanz aufführten. Alle alte Herrlichkeit für die Gläubigen werde wiederkommen.

Es ist nicht zu verwundern, daß die bedrückten Menschen sich dieser Offenbarung zugänglich zeigten, sich ihrem neuen Heilsverkünder anschlossen und nun mehr denn je nach den Angaben ihres Messias tanzten. Glaubt man doch so gern, was man wünscht.

Die Regierung aber sah in dieser Bewegung eine Gefahr und beschloß, das Übel mit der Wurzel

auszurotten. So kam es zu der letzten großen [151] Indianermetzelei am ‚Wounded Knee‘ (29. Dezember 1890), der 197 Indianer zum Opfer fielen, Männer, Frauen, Kinder und Greise.

Schon am 15. Dezember desselben Jahres war Sitting Bull ermordet worden, jener berühmte Häuptling und Mediziner, der 1876 den Amerikanern die empfindliche Niederlage am Little Bighorn bereitet hatte.

Im Karl-May-Museum ist eine photographische Aufnahme vom Totenfeld am ‚Wounded Knee‘, ebenso ein Geisteranzug und mehrere Tanzgeräte, die an diesen grauenvollen Tanzabschluß erinnern. Getanzt wurde dieser Geistertanz, der zum Totentanz wurde, sicherlich nie mehr.

Ich möchte hier auf die sehr merkwürdigen Indianertänze und ihre Bedeutung etwas näher eingehen, denn es sind durchaus religiöse, feierliche Handlungen. Vor allem die Hopis pflegen diese Tänze. Jeder Monat hat seinen bestimmten Tanz, und jeder Indianer muß mindestens einmal im Jahr an einem Tanz teilnehmen, was ihm etwa so viel bedeutet wie dem Christen Abendmahl oder Beichte.<sup>43</sup>

Ähnlich wie unsere deutschen Vorfahren die Sonnenwende feierten, so haben auch die Indianer im Januar einen Tanz, den sie ‚Pa‘ nennen. Er wird mit Masken getanzt, die die verschiedenen Eigenschaften der göttlichen Stärke darstellen. Es ist ein kurzer Tagestanz.

Der Februar dagegen bringt einen Tanz, den sie ‚Powa‘ betiteln, einen Reinigungstanz. Es werden Schneestürme und Wolken dargestellt, und dieser Tanz dauert neun Tage.

[152] Auch der Märztanz währt neun Tage und heißt ‚Uca‘. Es ist ein Jubeltanz zum Empfang des Frühlings.

April und Mai bringen eintägige Tanzfeiern. Der Apriltanz ‚Kwiyao‘ ist eine Bohnentanz zur Ehre des Keimens. Er lehrt, wie die Pflanzen zu ziehen sind.

Der Maitanz heißt ‚Hakiton‘ und bringt verschiedene Tänze ohne Masken.

Auch der Junitanz ‚Kele‘ dauert nur einen Tag und bedeutet Korntanz.

So bringt jeder Monat des Jahres der Natur angepaßte besondere Tänze, jeweils in anderer Art ausgeführt.

Am 4. Juli wird der Sonnentanz veranstaltet. Dieser Tag – mein Geburtstag – hat also in Amerika verschiedene große Bedeutungen. Für den großen Staat ist es der Tag der Unabhängigkeit und für die Indianer der des Juli-Sonnentanzes.

Ausführlich möchte ich nun auf den merkwürdigsten aller Tänze, den Schlangentanz, der im August stattfindet, eingehen. Er wird nur bei den Hopis getanzt, und zwar abwechselnd in drei Dörfern, während andere Stämme zu dieser Zeit den Flötentanz ausführen. Der Schlangentanz ist ein Bitttanz um Regen.

Die Priester bereiten große Zeremonien vor, entsprechend der Macht und Größe der Götter der vier Himmelsrichtungen, die die Wolken geneigt machen sollen, den ersehnten, segenspendenden Regen in Fülle zu senden, damit eine reiche Kornenernte entstehe.

Das sonst so ruhige Indianerdorf wird lebendig. [153] 16 Tage vor dem Beginn des Schlangentanzes sagen die Priester den Tanz an. Die genaue Zeit richtet sich nach dem Stand der Sterne, die von den Priestern lange beobachtet werden, um den richtigen Zeitpunkt zu errechnen.

Von jeher waren die Indianer gute Wetterpropheten und wissen ziemlich genau die Zeit, in der die Gewitter einsetzen, die dann auch fast mit Sicherheit nach dem Schlangentanz eintreten.

Dem alten Brauch folgend, versammeln sich die Bruderschaften der Antilopen und der Schlangen in einem Raum, der Kiwa, die religiösen Zeremonien dient, im Dorf ‚Mishongnovi‘. Beim feierlichen Rauch wird endgültig der Tag des Schlangentanzes bestimmt. Am Morgen nach dieser Beratung wird der Tag öffentlich bekanntgegeben.

Erster Tag. Am 9. Tag nach dieser Ankündigung des Schlangentanzes befestigen die Priester auf der Kiwa einen Stock mit zwei Adlerfedern, um damit den Beginn heiliger Handlungen in der Kiwa anzuzeigen.

Am zweiten Tag sieht man auf der Kiwa der Schlangenspriester etwa um 10 Uhr morgens nackte Priester nur im Lendenschurz. Sie tragen Schlangenpeitschen und heiliges Mehl und einen Grabstock, wie einen Spaten, um den Anfang der Schlangenjagd anzukündigen, die nun an diesem Tag nach Norden gerichtet, beginnt. Die Suche geht nach Schlangenspuren. Bald zeigen sich im Sand die Zickzackwege der Schlangen, die unter Büschen oder in Erdlöchern enden. Die Büsche werden abgehauen, um zu der darunter verborgenen Schlange zu gelangen, die Löcher mit dem [154] Grabstock ausgehoben, bis sie die darin befindliche Schlange erreicht haben.

---

<sup>43</sup> # Klara May dürfte die folgenden Informationen aus den Veröffentlichungen von Heinrich Richert Voth (1855-1931) entnommen haben, z.B. Dorsey/Voth: The Mishongnovi Ceremonies of the Snake and Antelope Fraternities, Field Columbian Museum publications.

Heiliges Mehl wird über die Tiere gestreut, wovon ihnen die Augen geblendet werden, und blitzschnell ergreifen die Indianer die Tiere und stecken sie in die mitgeführten Lederbeutel. Die ganze Jagd geht still vor sich, nur von leisen Gebeten begleitet.

Am Nachmittag treffen sich alle ausgezogenen Schlangensucher an einem zuvor bestimmten Ort, und nun wandern sie stumm und still zurück zur Kiwa, um dort ihre Beute zu bergen. Am nächsten Morgen beginnen sie das Suchen und Fangen von neuem.

Die Nacht wird in der Kiwa zugebracht.

Am dritten Tag geht der Zug nach Westen. Das Fangen und Heimbringen vollzieht sich in gleicher Weise.

Der vierte Tag führt die Sucher nach dem Süden, und der fünfte Tag nach Osten. Damit endet das Suchen. 50–60 Schlangen müssen erbeutet sein, wovon der Hauptteil aus Klapperschlangen besteht. Sollten nicht genügend Tiere zusammengebracht sein, muß das Suchen an den folgenden Tagen noch fortgesetzt werden.

Am fünften Tag errichten die Antilopenpriester in ihrer Kiwa einen Altar. Vor diesem wird ein Sandgemälde hergestellt, aus buntem Sand in heiligen Mustern: Gelber Sand ist das Symbol des Nordens, grüner das des Westens, roter des Südens und weißer des Ostens. Regenwolken und Blitze werden mit viel Geschick hineingezeichnet.

Die Schlangenspriester besuchen nun am Morgen [155] und Abend die Antilopen in deren Kiwa. Gebete und Rauchopfer beginnen.

Am sechsten Tag beim Erscheinen des Morgensterns kommt in die Kiwa ein Schlangenspriester mit einem jungen Mann. Ein Antilopenpriester verläßt die Kiwa und kehrt zurück mit einem jungen Mädchen. Diese beiden jungen Menschen werden nun sorgfältig in schöne Kleider gehüllt, die zur Zeremonie gehören, und dann zum Altar geführt. Beide, das Mädchen aus der Familie der Antilopen und der Knabe aus dem Geschlecht der Schlangen, symbolisieren die Verbrüderung der beiden Stämme. Das Mädchen hält in der Hand ein Tongefäß, in dem sich Kornpflanzen und Melonenranken befinden. Dem Knaben wird eine Klapperschlange in die Hand gegeben. Die Priester vollführen nun vor dem Altar eine heilige Handlung, begleitet von Gesängen und von Rauchzeremonien, die an alle vier Himmelsrichtungen in Bitten um Regen gipfeln. Nach Beendigung dieses Kults werden die Kinder entlassen, um am siebenten Tag sich noch einmal zum gleichen Dienst einzufinden. Wieder erklingen die Gesänge der Priester nach den vier Himmelsrichtungen, und heiliger Rauch entsteigt der heiligen Pfeife.

Der achte Tag beginnt wie die beiden vorhergehenden, nur kommen noch zwei Tanzgestalten hinzu. Zwei Schlangenspriester erscheinen als Kriegsgötter mit Ochsenhörnern und Blitzwerfern. Donner und Blitz werden nachgeahmt, und eine Zeremonie schließt sich an, die mit einem Wettlauf junger Leute endet.

Ruhig verhalten sich die Priester bis zum Sonnenuntergang.

[156] Zur bestimmten Zeit erscheinen zuerst die Antilopenpriester auf dem Tanzplatz. Jeder trägt eine Tanzrassel in der Hand. Alle sind in gleicher Weise bekleidet und bemalt. Nach ihnen erscheinen die Schlangenspriester.

Alle umschreiten viermal den Platz, sich immer näher zusammenziehend zur Mitte, wo eine Grube gegraben ist. Mit dem linken Fuß stampft einer nach dem andern je viermal auf das die Grube deckende Brett, um so den Göttern der Unterwelt den Beginn des Bittanzes anzuzeigen.

Die Priester stellen sich nun gegeneinander auf und beginnen die heiligen Gesänge, begleitet vom Schütteln der Rasseln und vom Schwenken der Schlangenstöcke.

Ein Schlangensmann umschlingt nun mit dem rechten Arm die Schulter eines Antilopen, alle tanzen auf und ab und umkreisen so den Platz, teilen sich dann wieder, und Antilopen und Schlangen verschwinden wieder in ihren Kiwas.

Am neunten Tag ertönen wieder die alten Gesänge. Die Krieger halten das sogenannte Schlangenrennen ab, einen Wettlauf aus der Ebene hinauf zur Mesa, auf der das Dorf liegt.

Am Mittag des neunten Tages wird ein großes Gefäß in die Kiwa der Schlangenspriester gestellt, in dem sich heiliges Wasser befindet. Sand wird in die Kiwa gebracht und der Boden damit bestreut, zehn Fuß lang und zwei Fuß breit; um diesen Sandstreifen werden flache Steine gelegt, die einen kleinen Wall bilden. Auf diesen Steinen nehmen die Priester Platz.

Hinter dem Steinwall steht ein Priester als Kriegsgott [157] gekleidet. Vor dem Oberpriester befindet sich das Gefäß mit heiligem Wasser. Nun beginnt die wichtigste Handlung. Unter heiligen Gesängen werden die Schlangen getauft, d. h. sie werden aus ihren Behältern genommen und nach und nach im heiligen Wasser

untergetaucht und dann auf den von Steinen umgebenen trockenen Sand geworfen. Die ringsum sitzenden Priester verhindern mit Schlangenpeitschen das Entweichen der Tiere.

Ist die Taufe beendet, ergreift der als Kriegsgott gekleidete Priester den Wasserbehälter, trägt ihn zur Kiwa hinaus und umkreist damit den ganzen Platz. Dann schüttet er das Wasser nach allen vier Himmelsrichtungen aus, im Norden damit beginnend, und kehrt zur Kiwa zurück.

Nun rüsten sich alle Priester zum Tanz und überlassen das Bewachen der Schlangen jungen, völlig nackten Knaben, die mit den Händen die Schlangen am Entweichen hindern und auch ruhig dulden, wenn die Tiere über ihre nackten Körper gleiten.

Beim Sonnenuntergang beginnt die Schlußhandlung, die zugleich die Hauptsache der ganzen Zeremonie darstellt.

Die Schlangen werden in Töpfe gesammelt und hinausgetragen in das tags zuvor bereitete Loch, auf dem die Holzverkleidung liegt.

Die Prozession der Priester ist die gleiche wie am vorhergehenden Tag. Der Oberkörper der Priester ist nackt, nur mit reichem Schmuck behangen und bemalt mit den Zeichen des Blitzes, in Rot, Schwarz und Weiß. Das Haar ist mit [158] Federn geschmückt, die Augen sind rötlich umrändert, der Mund ist weiß bemalt. Am Gürtel tragen sie Fuchsfelle über einem weißen Baumwollkittel, an den Knien sind Rasseln von mit Steinen gefüllten Schildkröten befestigt, an den Füßen die üblichen Mokassins.

Nachdem die Runde viermal gemacht ist, wie am achten Tag, ändert sich das Bild. Zu je drei formen sich die Tänzer, einer nach den andern läßt sich vor dem Schlangenbehälter auf die Knie nieder, ergreift eine Schlange und nimmt sie in der Mitte in den Mund. Kopf und Schwanz sind an den Seiten des weißbemalten Mundes scharf sichtbar. Ein Antilopenpriester legt den Arm um den Schlangenträger und verhütet das Beißen der Schlange durch fortgesetztes Berühren des Schlangenkopfes mit seinem Federstock. Viermal geht er wieder in die Runde, dann läßt der Tänzer die Schlange fallen. Blitzschnell ergreift sie der dritte und hindert sie am Entweichen. Immer von neuem beginnt der Tanz, bis alle Schlangen durch diese Zeremonie gegangen sind.

Dann wird von Kornmehl ein Kreis gestreut. In diesen werden alle Schlangen geworfen. Frauen und Mädchen stehen bereit mit Körben, in denen Mehl ist, bestreuen die Tiere und blenden sie damit.

Nun kommen alle Tänzer, ergreifen so viel Schlangen, wie sie zu fassen vermögen, laufen damit zum Ende der Mesa, das ist das Hochplateau, auf dem das Dorf liegt. Sie werfen die Schlangen hinunter in die Ebene, immer noch betend. Dann kehren sie zur Kiwa zurück, legen dort ihre Kleidung ab, nehmen ein Brechmittel ein und waschen den [159] Körper. Nach gründlicher innerer und äußerer Reinigung beginnen vier Festtage, die ganz besonders fröhlich werden, vor allem wenn ein Regen einsetzt, was oft der Fall ist, denn die Priester sind gute Wetterpropheten.

Die Schlangen werden nicht vernichtet, sondern müssen wieder frei davonziehen, da sie dem Regengott die Gebete überbringen sollen. Die Schlange ist das Symbol der Erde und des Himmels, da sie in der Erde wohnt und die Bewegung des Blitzes hat.

So endet der merkwürdigste Indianertanz. Zu Tausenden strömen die Zuschauer herbei, um noch etwas von diesen mehr und mehr verschwindenden Sitten und Gebräuchen zu sehen. Bald wird es auch mit diesem Tanz zu Ende sein, der Grauen und Bewunderung in uns erweckt. Grauen, weil wir auch heute noch nicht wissen, woraus das Gegengift gegen den uns Weißen so gefährlichen Schlangenbiß besteht, der den Indianern durch ihre Kenntnisse des Abwehrmittels keine Gefahr bringt.<sup>44</sup>

Der rote Mann hat nicht nur Medizinmänner, sondern auch Medizinfrauen, und zwar ist die wichtigste von allen die Mutter des jeweiligen ersten Schlangenspriesters. Sie ist es, die den Trank bereitet, den die Männer nach Beendigung des Tanzes nehmen und dem ein starkes Erbrechen folgt. In diesem Trank ist das uns unbekanntes Gegengift enthalten. Kein Indianer stirbt an einem Schlangenbiß. Das Geheimnis der Zubereitung dieses Trankes vererbt sich von Generation zu Generation und wird mit dem letzten Indianer für immer schwinden.

[160] Als wir später Aufnahmen von den Indianern machten, baten sie um Bilder. Dabei erfuhren wir, daß der jüngere ein Sohn des jetzigen obersten Schlangenspriesters war. Das war uns natürlich ganz besonders

---

<sup>44</sup> # Den Schlangen werden vor dem Tanz die Giftzähne ausgebrochen, vermutlich während der „Taufe“ (erstmalig 1941 beschrieben von Charles Mitchell Bogert)

interessant.

Zum Schluß möchte ich noch die Entstehung der Schlangensage berühren, wie sie uns der junge Schlangentänzer erzählte.

Im Grand Canyon lebte der Sohn eines Häuptlings und sah das viele Wasser des Flusses ins Unbekannte verschwinden. Er wollte wissen, wohin es ginge. Eines Tages bestieg er einen ausgehöhlten Baum und ließ sich vom Wasser abwärts treiben. Er kam zu einem See. Dort fand er die Spinnenfrau, die ihm Zaubergehilfin wurde. Mit ihr besuchte er die Schlangen, die menschliche Gestalt annahmen, dann aber wieder Schlangen wurden. Die schönste Schlange ergriff der Jüngling, und in seiner Hand wurde sie zu einem schönen Mädchen, das ihm schon vorher gefallen hatte. Dieses Mädchen heiratete er und führte sie zurück in sein eigenes Land. Die ersten Nachkommen dieser beiden waren nur Schlangenkinder, aber die später geborenen waren Menschenkinder, und diese sind nun die Vorfahren des Schlangen-Clans.

So dramatisierten die Indianer den Mythos und wurden Blutsbrüder der Schlangen; die Hopis sind die Vertreter dieser Gemeinschaft.

[161]

14

### Am Stillen Ozean

Kalifornische Obstzüge – *Farewell, old boy* – An der Goldküste – Santa Barbara – Der Sport in Del Monte – Die *big trees* – Am goldenen Tor des Westens – Einst und jetzt

Schon auf der ganzen Strecke waren lange, gelbe Güterzüge an uns vorübergefahren. Es machte uns manchmal Spaß, die Wagen zu zählen, und wir kamen auf Zahlen bis sechzig und achtzig. Diese vollen Züge bestehen aus eisgekühlten Wagen für die Obstbeförderung. Die Kühlanlagen der Eisenbahn sind sehr zweckmäßig. An der langen Strecke sind von Zeit zu Zeit Eisfabriken. Dort kann der Güterzug gleich einfahren; eine Anzahl Wagen werden auf einmal des getauten Wassers entledigt und mit frischem Eis aufgefüllt. Nicht nur das Obst wird auf diese Weise frisch erhalten, auch der Reisende zieht daraus Vorteil. Jeder Personenwagen hat stets frischgekühltes Eiswasser, das sich jeder in kleine Papierbecher ablassen kann.

Welche Riesenernte muß das Land hervorbringen, das solche Fruchtzüge absenden kann!

Unser nächster Weg soll uns in dieses Land führen, nach Los Angeles. Ich hege ein leises Bedauern darüber, daß uns noch eine Nachtfahrt bis dahin beschieden ist, aber Herr Wetzler beruhigt uns. Die Strecke sei bis San Bernardino trostlose Wüste – Sand und immer wieder Sand. Und es sei tatsächlich – wegen der unerträglichen Hitze – vorteilhafter, sie bei Nacht als bei Tag zu durchqueren.

Und nun heißt es Abschied nehmen vom langen Davy, der sich uns in den letzten Tagen einfach [162] unentbehrlich gemacht hat. Ohne ihn hätte es uns nicht einfallen dürfen, die tagelangen Ausflüge in Gegenden zu machen, die für uns immer noch die ‚finsternen und blutigen Gründe‘ darstellten. Er war uns Scout und Pfadfinder, wenn wir vom richtigen Weg abgekommen waren, Dragoman im Verkehr mit den Roten, Kochkünstler, der uns im Handumdrehen ein leckeres Mahl bereitete, aber er war uns noch mehr, nämlich ein lieber, aufopfernder Freund. Hab Dank, *dear fellow* und – *farewell, old boy!*

[29.9.1930] Nach einer heißen Nachtfahrt durch die Mojawewüste verlassen wir in San Bernardino den Zug, um eine vierstündige, schöne Autofahrt an herrlichen Obstgärten vorüber zu genießen. Während in San Bernardino den ganzen Winter hindurch Eis und Schnee liegen und jeder Wintersport getrieben wird, ist vom Fuß der Berge ab köstliches, mildes Klima, das sehr an die italienische Riviera erinnert.

Die Obstgärten sind prachtvoll gehalten. Es steckt unendlicher Fleiß und viel Arbeit darin. Sprenganlagen sind geschaffen und zwischen den Baumreihen Wassergräben angelegt. Wir haben einmal ein Feld abgezählt. Es waren Reihen von 30 Bäumen hintereinander und 40 nebeneinander, also 1200 Bäume standen allein in dieser Anlage. Aber Anlage reiht sich an Anlage, Tausende und aber Tausende solcher Fruchtgärten durchziehen die ganze Gegend. Da sind Nuß-, Pfirsich-, Aprikosen-, Orangen-, Zitronen- und Äpfelkulturen. Äpfel und Nüsse sind gerade reif. Was herunterfällt, wird kaum aufgelesen, was zum Versand kommt, wird sorgfältig abgeerntet. Schon die reifen Früchte [163] bieten einen herrlichen Anblick – die Obstblüte muß ein Traum sein!

Los Angeles selbst ist innerhalb zweier Jahrzehnte von einem kleinen Ort zu einer der führenden Städte der Vereinigten Staaten geworden, nicht zum mindesten durch die Filmindustrie Hollywoods, das jetzt auch

schon einverleibt ist. Natürlich besuchen wir auch ein Filmatelier. Während in Deutschland viel mehr in Häusern gefilmt werden muß, können in Los Angeles – in dem sonnigen Klima – die Filmbauten gleich unter freiem Himmel errichtet werden. Die Filmschauspieler haben sich zum Teil sehr schöne Häuser gebaut, und die Gärten bieten im Farbens Schmuck der dortigen bunten Flora einen feenhaften Anblick.

Wir kommen zum erstenmal an den Stillen Ozean, der schönen Badestrand bietet. Zweierlei liegt uns am Herzen: das Indianermuseum zu sehen, das nur durch Geschenke entstanden ist. Es ist noch nicht sehr reichhaltig, aber vorzüglich angeordnet, und hat mir viele Anregungen für das Radebeuler Museum gegeben.

Dann aber haben wir auch Empfehlungen an dort lebende Indianer. Manche haben, wie schon früher erwähnt, durch Studium die vollständige Ausbildung der Weißen erhalten, andre sind durch den Wert ihrer Besitzungen und Öltürme sehr wohlhabend geworden und haben auch weiße Frauen geheiratet. Wohnung und Lebensweise sind natürlich ganz amerikanisch geworden.

Der Name Goldküste ist vollauf berechtigt. Es ist nicht bloß früher dort um Gold gegraben und gekämpft worden. Der Reichtum des Erdinnern [164] ist auch heute noch ungeheuer. In Los Angeles selbst und bis San Francisco hinauf sehen wir immer wieder Öltürme, ja selbst bis ins Meer hinein gehen die Anlagen. Dazu kommen die großen Schätze durch die Obsternte und die Industrie des Landes.

Wir haben eine kleine Ruhepause in Santa Barbara eingelegt. Es ist ein berühmter Winteraufenthalt reicher Amerikaner. Das Biltmore-Hotel, in dem wir absteigen, ist in spanischem Stil erbaut und bietet einen wunderschönen Aufenthalt.

In der Mission zu Santa Barbara finden wir eine kleine Belehrung über die Indianer. Der uns führende Priester erzählt, daß diese nach Noten singen lernen sollten, was aber unmöglich gewesen sei. Dagegen hätte man für sie die Töne mit Farben bezeichnet, und nach diesen Farben hätten sie schnell Melodien gelernt.

Am Ozean entlang gibt es einen Tagesschnellzug, der keine Pullman-, wohl aber Korbessel hat, so daß man bequem reist und von der schönen Natur, vom Meer und von den Bergen einen erhebenden Eindruck hat. Es ist aber warm, und wir begrüßen es mit Freude, am Spätnachmittag den Zug verlassen zu können, um mit einem Hotelauto etwa eine halbe Stunde an die Küste nach Del Monte zu fahren.

Del Monte ist einer der hervorragenden Sportplätze der Amerikaner. Es ist in herrlichen Waldungen gelegen, nahe dem Strand. Dort sind Sportanlagen von ausgezeichneter Beschaffenheit. Allein beim Hotel sind drei Golfplätze, riesige Tennisplätze lieben verstreut im Wald, schöne Reitwege [165] laden zum Spazierritt ein, Segel-, Ruder- und Bademöglichkeit bietet der Ozean.

Das Del Monte-Hotel allein ist wieder eine mächtige Anlage und kann zur Zeit der Wettkämpfe Hunderte von Spielern und Zuschauern aufnehmen.

[30.9.1930?] Von Del Monte aus ist San Francisco in wenigen Stunden mit dem Auto zu erreichen. Die Fahrt führt ständig über bewaldete Berge und ist sehr lohnend, zumal wenn man einen Abstecher zu den *big trees* macht<sup>45</sup>, die für uns eine große Anziehungskraft haben und unsre Erwartungen noch übertreffen. Die Bäume sind eine Eibenart. Man spricht von einem Alter bis zu 5000 Jahren. Den Hauptbäumen hat man Namen gegeben. Wir fühlen uns wieder vergänglich und klein neben diesen riesenhaften Zeugen so vieler Zeitalter.

Am frühen Nachmittag nähern wir uns San Francisco. Wir haben Aussicht über die ganze Bai hinweg bis Oakland. Merkwürdigerweise aber liegt die Stadt selbst und das Südufer der Bai in eine dicke Wolke gehüllt. Für den Nachmittag leben wir in dichtem Nebel. Das ist eine Erscheinung, die es oft in Frisco geben soll, während ringsherum alles sonnig ist.

San Francisco heimelt uns an. Die Stadt ist nach dem Erdbeben neu erbaut und sauber gehalten. Nur im Verhältnis wenige Wolkenkratzer wagen sich hervor. San Francisco ist das Tor für den Orient, und wenn man am Hafen entlang geht und die Dampfer liegen sieht mit den Anpreisungen: in 10 Tagen in Japan, in 14 Tagen in China, so bekommt man Lust, gleich um die Welt zu fahren.

[166] Vor Jahren hatte ich einmal den Besuch eines recht vermögenden Herrn aus San Francisco, dem dort ein Hotel gehörte. Er hat mir sehr anschaulich von dem großen Erdbeben erzählt. Es muß etwas Unheimliches gewesen sein. Während er mit seiner Familie behaglich in der Hotelhalle saß, sei auf einmal die große Standuhr in Bewegung gekommen und sei wie ein Mensch auf zwei Beinen auf sie zugewankt. Die Familie habe sich sofort in die Kellerräume geflüchtet, und alle seien mit dem Leben davongekommen,

---

<sup>45</sup> # Henry Cowell Redwoods State Park bei Santa Cruz. Ein Foto (bei S. 177) zeigt die beiden Frauen vor dem „Gen'l. Fremont“.



während das Haus über ihnen zusammenstürzte.

Der Herr war ein großer May-Verehrer. Er hatte die Absicht, in San Francisco wieder ein neues Hotel zu bauen und es ‚Winnetou‘ zu nennen. Leider konnte ich mich nicht besinnen, wie er hieß. Ein Hotel Winnetou gab es aber nicht in Frisco, und so ist es mir trotz aller Nachfragen nicht gelungen, die alten Beziehungen wieder anzuknüpfen.

Früher sollen in San Francisco in dem berühmten Chinesenviertel unterirdische Gänge und allerlei Opiumhöhlen gewesen sein. Heute ist es ein schöner, sauberer Stadtteil. Reiche Läden mit chinesischen Waren laden zum Kauf ein. Für die Fremden ist eine Abendfahrt durch das Chinesenviertel eingerichtet. Leider aber ist für diesen Zweck alles Aufmachung, und durch die andern Bleichgesichter, die gleichzeitig dort weilen, erhält der einzelne nicht den richtigen Eindruck.

Die Stadt besitzt im Golden Gate Park einen schönen, grünen Gürtel. Dort liegen auch die Museen. Besonders anziehend ist das Aquarium mit den eigenartig buntfarbigen Fischen des Stillen [167] Ozeans. Ein Teil des Parks ist abgetrennt für die Anlage eines kleinen japanischen Gartens, eine entzückende, gepflegte, kleine Spielerei.

San Francisco ist so oft beschrieben worden, daß ich nur meine besonderen Eindrücke hervorheben wollte. Was für eine Weltstadt ist aus dem kleinen, unwichtigen Ort, den Karl May einst geschildert hat, entstanden!

Schöne Ausflüge mit der Dampffähre nach dem gegenüberliegenden Ufer der Bai und Fahrten durch Oakland geben uns einen Begriff von der mächtigen Ausdehnung der dortigen Industrie.

Den Ort Sacramento, der die Sehnsucht so vieler Abenteurer war und auch den Tod so manchen Goldsuchers bedeutete, sehen wir nur auf der Durchfahrt vom Zug aus. –

Karl May beschreibt in ‚Winnetou‘ III einen Ritt quer durch den ganzen Westen der Vereinigten Staaten bis San Francisco. Hier kam die Gesellschaft in einem Zustand an, den man – milde gesprochen – als schadhaft bezeichnen muß. Old Shatterhand gleicht seinem Äußeren nach einem Strauchdieb – bis der reiche Juwelenhändler Marshal ihn in einem Store wieder in einen tadellosen Gentleman verwandelt.

Die Zeiten von Wildwest sind vorüber. Aber abgesehen davon, daß eine Frau heute anders reist als ein Westmann und Pfadfinder von Anno 60, muß ich gestehen, daß ich doch, als ich in dieser Stadt anlangte, ein wenig müde war. Dieses Bekenntnis schickt sich zwar nicht ganz für die Squaw Old Shatterhands, aber es hilft alles nichts – ich muß der Wahrheit die Ehre geben. Ich konnte, [168] wenn auch mit etwas weniger Recht als Wallenstein, sagen: ‚Dieser letzten Tage Qual war groß.‘ Es ist wirklich auch heute nicht so einfach, auf den Spuren Karl Mays zu wandeln, und wenn man sich dabei auch keine Hühneraugen und wunden Füße läuft und kein mit Pulver eingeriebenes Büffelfleisch zu verzehren braucht und bei Nacht nicht den Sattel seines Tieres als Kopfkissen nehmen muß und sich nicht mit wilden Indianern herumzuschlagen hat – immerhin, dieses ‚Wandeln‘ hat in der Zeit der jagenden Hast und der sausen Eile ein gut Teil Nervenabspannung zur Folge.

Bis jetzt hat es nur immer geheißen: nach Westen, immerzu nach Westen!

Von jetzt an leuchtet dir ein strahlender Stern, und das Losungswort lautet: nach Osten, immer nach Osten, der Heimat entgegen! Dort ist die Villa Shatterhand, dort ist das Karl-May-Museum, dort schläft Karl May den langen Schlaf, dort soll fürderhin auch deine Stätte sein!

### Zurück nach dem Osten

Salt Lake City und die Mormonen – Im Tabernakel – An den Niagarafällen – Karl May in Lawrence – Karl May am Grab Beecher-Stowes – Die ‚Flamme‘ – Wieder in New York – Ein wenig Prohibition – Empfang im ‚Weißen Haus‘ – Lebe wohl, Amerika!

Für die Rückfahrt nach New York haben wir nur noch zwei Unterbrechungen geplant: Salt Lake City und die Niagarafälle.

[169] [4.10.1939?] Die Fahrt über den Salt Lake war von besonderem Reiz. Ein ganz schmaler Eisenbahndamm führt über den See. Diese Bauwerk hat einen Kostenaufwand von 4 ½ Millionen Dollar erfordert und ist 102,9 Meilen lang, also reichlich 150 km. Man hat den Eindruck, als ob man mit der Eisenbahn auf dem Wasser führe.

Der See ist nicht allzu tief und so stark salzhaltig, daß durch Trockenlegung Speisesalz gewonnen wird.

Nach einem bestimmten Zeitraum ist der Erdboden dann sehr fruchtbar.

Als der Apostel der Mormonen, Brigham Young, ein Land für die Anhänger seiner Lehre suchte, sagte er eines Tages beim Überreiten der östlichen Berge, dies sei das ihm im Traum gezeigte Land. Es war damals kahl und unwirtlich. Kein einziger Baum stand auf der ganzen Fläche.

Die Mormonen sind äußerst fleißig, denn die blühende Stadt und der dem Boden mühsam abgerungene, aber jetzt reiche Pflanzenwuchs ist das Werk ihrer Hände. 1847 ist Salt Lake City gegründet.

Die Mormonen hatten Vielweiberei, um reichen Kindersegen zu erzielen, da die Kinder ihre besten Helfer im An- und Aufbau ihres Landes und auch in der Ausbreitung ihres Glaubens waren. Brigham Young hatte von sieben Frauen 51 Kinder. Heute ist die Vielweiberei verboten.

Die Mormonen haben zielbewußt die Bewässerung durch Bohrungen und Anlegen von Windpumpen eingeführt. Was der Boden an Früchten jetzt hervorbringt, konnten wir gerade in einer landwirtschaftlichen Ausstellung bewundern.

[170] Außer der Fruchtbarkeit ist auch der Boden sehr reich an Gold, Silber, Kupfer, Blei und Kohlenminen. Marmor- und Onyxbergwerke ermöglichen kostbare Bauten. –

Ein junger Kraftfahrer nahm am Bahnhof unser Gepäck und bemühte sich, deutsch mit uns zu sprechen. Jede Mormonenfamilie setzt ihren Stolz darein, daß jeder Mann zwei Jahre in fremden Ländern Mission getrieben hat. Alle sparen daraufhin. Unser Fahrer war in Essen gewesen.

Neben der Bibel haben die Mormonen das Buch ‚Mormon‘. Es soll von jüdischen Urbewohnern Amerikas handeln. Vor Christi Zeiten seien sie nach Amerika verschlagen worden. Daraus erwächst für die Mormonen die Folgerung, wie auch in ihrem kleinen Museum niedergeschrieben ist, daß die Indianer Nachkommen dieser Juden sind, wie die Mormonen überhaupt annehmen, daß von den zwölf jüdischen Stämmen die ganze Welt bevölkert worden ist.

Täglich findet ein freies Orgelkonzert statt. Die Orgel ist ohne Übertreibung die klangschönste der Welt und steht im Tabernakel. An diesem Gotteshaus und an der Orgel ist gar kein Eisen verwendet, um vollkommene Klangreinheit zu erzielen. Die Orgel ist etwa 20 m breit, 10 m tief und 15 m hoch. Sie hat 8000 Pfeifen und 270 Register. Vier Motoren mit 42 Pferdekraften pumpen den Wind ein. Die Organisten sind Künstler – zum Teil Deutsche – auf deutschen Konservatorien erzogen. Solch ein Konzert ist ein Erlebnis. Man glaubt, überirdischen Gesängen zu lauschen. Wir hörten ein Präludium und eine Fuge von Bach, das Adagio aus der Pathétique- [171] Sonate von Beethoven, Teile aus der Oper Siegfried von Wagner und noch einige Lieder der Mormonen, die in ihrer einfachen Frische gegen die klassische Musik eigenartig abstachen. Das Tabernakel selbst hat Platz für 5000 Personen.

Wir machten zwei Ausflüge: zu den Kupferminen, einem gewaltigen Tagebau mit zwölf stufenförmig übereinander liegenden Abbauflächen, auf deren jeder Eisenbahnwaggons zum Beladen bereitstanden.

Der andere Weg führte uns zur Badeanstalt Salt Air am Salt Lake. Das Wasser ist so stark tragend, daß ein Untergehen nicht möglich ist. Es erfordert erst eine gewissen Übung, darin die Beine unten zu behalten.

Die Mormonen selbst waren von größter Liebenswürdigkeit. Da der eine Organist ein Landsmann von uns ist, so besuchten wir die Geschäftsräume im Bischofshaus. Dabei machten wir die Bekanntschaft eines führenden Herrn, der uns freundlicherweise einlud, den Abend mit ihm in deutscher Gesellschaft zu verbringen; doch mußten wir leider ablehnen, da unser Reiseplan bereits festgelegt war.

48 Stunden glatte Bahnfahrt brachten uns an die Niagarafälle. [7.10.1930?] Hier haben wir, da sie uns beiden vertraut waren, die amerikanisch dafür vorgesehene Zeit – zwölf Tagesstunden – zum Aufenthalt benützt. Der Zug kommt des Morgens an und fährt abends weiter; man läßt das Gepäck gleich im Abteil.

Um die Eindrücke überall mit Muße genießen zu können, nahmen wir gleich ein Auto und fuhren erst an der kanadischen Seite entlang. Da lag unverändert wie in alter Zeit das Clifton-House. [172] In diesem Hotel ließ mich Karl May zurück, als er zu den Apatschen ging. Von hier aus besuchten wir nach seiner Rückkehr nördliche Indianerstämme und auf der Rückreise Boston und andre Städte an der östlichen Küste. Auch dort hatten ihm seine Werke Freunde gewonnen, und Karl May hat mehr als einmal hier in den deutschen Klubs gesprochen.

Bemerkenswert ist sein Vortrag, den er in Lawrence vor einer dichtgedrängten Zuhörerschar hielt und der sich im Rahmen des vier Jahre später in Wien gehaltenen Vortrags bewegte. Er sprach dabei so fesselnd, wie er schrieb, und verstand es, seine Hörer gefangenzunehmen.

Von Lawrence aus hat Karl May das Grab von Beecher-Stowe, der Verfasserin von ‚Onkel Toms Hütte‘,

besucht. Wir verlebten in ihrem Heim in Andover schöne Stunden. Auf ihrem stillen, von leiser Poesie umwobenen Grab saßen wir lange. Karl May sprach mit Begeisterung von der Frau, die er höher bewertete als viele mehr oder weniger schimmernden Sterne am literarischen Himmel.<sup>46</sup>

„Diese Frau“, so sagte er, „war eine Erlöserin, eine Gottgesandte; ihr gebührt der Dank der ganzen Welt. Die Form, in die sie ihre Gedanken goß, stand nicht künstlerisch hoch, doch darauf kommt es nicht an: der kostbare Inhalt, das edle Wollen ist die Hauptsache und der unendliche Segen, der daraus erwächst ... Sie erreichte, was ein ernst ringender Mensch zu erreichen vermag: Verbesserung, Veredlung. Sie hatte den Blick auf ein hohes Ziel gerichtet und es unentwegt verfolgt. Tausende segnen ihr Andenken.“

Mein Mann war tief bewegt und schwieg. Es nahm sein Notizbuch zur Hand und begann zu schreiben. Ich ließ ihn allein und gab mich still dem Zauber des Ortes hin, während Karl May [173] emsig arbeitend auf dem Hügel saß und von Zeit zu Zeit in die Weite blickte. Ich hoffte, einen ganzen Roman zu hören, aber nichts von dem! Er stand auf, faltete das Geschriebene zusammen und steckte es in den Efeu, der den Hügel dicht überspann, nahm ein Blatt davon und legte es in sein Buch, dann nickte er mir freundlich zu, und still gingen wir von dannen. Am nächsten Morgen frage ich ihn, was er am Grab geschrieben habe. Er entgegnete: ‚Ich sprach im Gedicht mit ihr. Was ich schrieb, war nur für sie.‘ –

Nun stand ich mit Luz vor dem Clifton-House, wo Karl Mays Roman ‚Winnetous Erben‘ beginnt. Leider war das Hotel jetzt geschlossen.

Jeder Schritt am Niagarafall war mit Erinnerungen verknüpft. Neu war mir der an der kanadischen Seite in den Felsen eingebaute Fahrstuhl, der die Gäste im Felseninnern hinabfährt, so daß man hinter dem Hufeisenfall steht. Das Wasser braust mit riesigem Getöse vor uns hinab.

Auch die ‚Flamme‘ besuchten wir noch einmal.

Vor etwa 200 Jahren hatten die Indianer in dieser Gegend gejagt. Einem jungen Häuptling war es gelungen, einen ganz besonders großen Elk zu erlegen. Es wurde beschlossen, dort ein Fest zu begehen und das Tier zu verspeisen. Als man ihn braten wollte, sprang ein Funke ins Wasser über, und das Wasser brannte. Die Indianer flohen, kehrten aber später zurück und erklärten den Ort für heilig.<sup>47</sup>

Die Quelle, der das Gas entströmt, ist heut eingefaßt. Die Flamme wird angebrannt. Man kann mit der Hand durchfahren. Sie gibt nicht allzu [174] große Hitze. Die Quelle selbst schmeckt weder nach Rauch noch nach Schwefel.

Ich möchte hier erwähnen, daß der Name Winnetou ‚brennendes Wasser‘ bedeutet<sup>48</sup>. Ob er von hier oder anderswoher seinen Ursprung hat, weiß ich nicht.

Später besuchten wir auch die amerikanische Seite. Karl May hat mir seinerzeit die Sage von der Niagarabraut erzählt:

Jedes Jahr wurde von den Indianern das schönste und reinste Mädchen besonders geschmückt. Es bestieg ein Kanu, das oberhalb der Fälle ins Wasser gebracht wurde, und fuhr damit in den Wasserfall hinein, also dem sichern Ende entgegen. Zu diesem Opfer ausersehen zu werden, war eine besondere Ehre, und selbst Bräute haben diese Ehrenpflicht erfüllt.

Am Nachmittag sind wir an den Stromschnellen unterhalb der Fälle entlang gegangen und haben dann noch eine Fahrt zum Michigan-See unternommen. Auch hier waren überall herrliche Obstanlagen. Unser Autofahrer sagte mit Stolz, das Obst sei viel wohlschmeckender als die Früchte Kaliforniens, womit er recht hat.

Der freundliche Leser ist mir von einem Naturwunder zum andern gefolgt, vom Yellowstone-Park zum Grand Canyon, zu den Indianern in die Wüsten Arizonas, zu den Reichtümern der Goldküste, zum Salzsee und zum Niagarafall. Ich habe alles kurz hintereinanderweg beschrieben und möchte hier noch einmal zum Ausdruck bringen, [175] daß jedesmal Tagesreisen dazwischen lagen und daß diese wirklich ausgesuchten Naturwunder doch recht weit voneinander entfernt sind.

Eine letzte Nachtfahrt noch, und wir sind vormittags [8.10.1930?] wieder in New York, von Herrn Dr. Lieberknecht mit Freude eingeholt. Diesmal steigen wir in der Savoy Plaza ab, einem wunderschönen Hotel, auch am Central Park gelegen, wo wir im Besitz all unsrer Koffer uns wieder ganz heimisch fühlen. –

<sup>46</sup> # Gekürzt aus: Klara May, Am Grabe Beecher-Stowes, Karl-May-Jahrbuch 1924

<sup>47</sup> # „eternal flame“ / „burning spring“ bei Cynthia Island. Das Gas versiegte ca. 1885, als Touristenattraktion künstlich aufrechterhalten.

<sup>48</sup> Vgl. ‚Die Bedeutung des Wortes Winnetou‘ von Adalbert Stütz (Karl-May-Jahrbuch 1922)

Eine Woche in New York und eine folgende in Reading Pennsylvania<sup>49</sup>, dem Ort, wo Herr Lieberknecht seine Maschinen baut, bildeten den Abschluß unsres Aufenthalts in Amerika. Sie standen unter dem Zeichen regster Geselligkeit und waren ziemlich anstrengend, denn viele liebe Freunde hatten uns in ihr Heim gebeten.

Da nun in Amerika der Handel mit Alkohol verboten ist, nicht aber der Besitz im Privathaus, so legen alle Gastgeber größten Wert darauf, ihre Gäste aufs beste mit ausgesuchten Weinen, deutschem Bier, Cocktails und Schnäpsen zu bewirten. Wenn wir auch vorsichtig im Genuß waren, so ging doch deren Wirkung nicht spurlos an uns vorüber. Wir kamen aus einer leicht gehobenen Stimmung kaum heraus.

Folgende nette Geschichte, die Bekannte unsrer Freunde erlebt haben, wurde uns erzählt: Sie waren mit ihrem Auto unterwegs und hatte eine Panne. Ein hoch mit Kisten beladenes Lastauto schwankte heran, von dem sie Hilfe erhofften. Der Herr stellte sich mitten auf die Straße und winkte dem Lastauto, zu halten. Dieses bog ihm aus, der Fahrer warf ihm etwas zu und fuhr weiter. Als er das ihm Zugeworfene untersuchte, war es eine [176] 1000-Dollar-Note. Nach einem kleinen Besinnen wurde ihm klar, daß man ihn für einen Polizisten gehalten hatte und das Lastauto mit geschmuggeltem Alkohol beladen war. Jedenfalls sind dadurch den Armen 1000 Dollar zugute gekommen.

Man darf New York nicht mit europäischem Maß messen. Es bringt in allem Spitzenleistungen. Auch der Bildungsgang des Amerikaners ist ja ganz anders als bei uns. Während unsre Schulen auf Allgemeinwissen abzielen, spezialisiert sich dort bereits die Schule je nach der Berufswahl. Es entsteht dadurch eine gewisse Einseitigkeit, aber Einseitigkeit ist ja in ihrer Art Stärke.

Was Reichtum zu bieten und Geld zu schaffen vermag, das wird geschafft. New York zieht die ersten Kräfte der Welt an sich, Künstler aller Art, aber auch Gelehrte auf jeglichem Gebiet, denn die Stadt des rücksichtslosesten Dollarerwerbs gibt andererseits Millionen aus für wissenschaftliche Forschungen und gemeinnützige Bauten und Unernehmungen.

Es würde zu weit führen, alles zu erwähnen, was wir in New York gesehn haben, zumal es so viele Beschreibungen davon gibt. Nur des weit oben in der Stadt gelegenen Museums möchte ich noch gedenken, da es eine prachtvolle Indianersammlung enthält. –

Kurz vor unsrer Abreise wurde mir vom deutschen Konsulat eröffnet, daß ich für den übernächsten Tag zum Empfang im Weißen Haus vorgeschlagen sei. Obgleich dies der Abfahrtstag unsres Dampfers war, wollte ich dieses Erlebnis nicht missen und fuhr sofort nach Washington, um mir gleichzeitig die Stadt, die ich noch nicht kannte, anzusehn.

[177] Dort fand ich wieder im National-Museum eine hervorragende Indianersammlung. Die verschiedenen Stämme sind in künstlerischen Gruppen aufgestellt, so daß man einen guten Überblick gewinnt. Ich benützte die Gelegenheit, Beziehungen mit der Museumsleitung anzuknüpfen, da dies der eigenen Sammlung zugute kommen kann.

Und dann kam der große Augenblick, wo ich, von der deutschen Botschaft liebenswürdig geleitet, dem ‚Weißen Vater‘ vorgestellt wurde. Präsident Hoover ist der Mann, für den, sogar in Amerika, nicht gerade viele Herzen schlagen. Aber als ich beim ‚Shake hands‘ in seine scharf gemeißelten Züge blickte, da erkannte ich: dieser Mann weiß genau, was er will.

Der Empfang im Hause des Herrschers eines Landes, das mir Wochen hindurch seine Schönheiten offenbarte, war ein schöner Abschluß meiner Reise. Aber er wäre mir vielleicht teuer zu stehn gekommen und ich hätte am Ende die Abfahrt der ‚Europa‘ verpaßt, wenn mir nicht unser schon erwähnte Freund und Landsmann Philipp Rauer bis Philadelphia entgegengefahren wäre. Er brachte mich in New York auf dem schnellsten Weg mit der Untergrundbahn nach Brooklyn, wo die Lloydampfer anlegen.

Eine Stunde später stach die ‚Europa‘ in See. Der Steward übergab uns noch einen Stapel von Paketen, die herrliche Blumen enthielten. Angefüllt mit all den Ereignissen des Tages waren wir noch bis kurz vor Mitternacht damit beschäftigt, unsre Blumen zu ordnen und unsre Kabinen damit zu schmücken. Da stand eine wahre Blütenpracht: [178] Rosen, Orchideen, Nelken, Chrysanthemen, alles in bunter Fülle. Ich kam mir

---

<sup>49</sup> # Bis San Franzisko lassen sich die Reisedaten einigermaßen rekonstruieren, danach entstehen erhebliche Widersprüche: mindestens 2 Tage Bahnfahrt nach Salt Lake City, 1 Tag Aufenthalt, 2 Tage Fahrt nach Niagara Falls, Ankunft in New York ca. 8.10.1930, dann 1 Woche New York?, 1 Woche Reading?, Abstecher nach Washington mit Empfang bei Herbert C. Hoover, Abfahrt der „Europa“ spätestens am 10.10., Anlandung Cherbourg am 15.10., fest steht dann die Rückkehr nach Radebeul am 18.10.1930. (Die „Europa“ traf am 6.10.1930 in New York ein und legte bereits am 16.10.1930 in Bremerhaven wieder Richtung New York ab.)

vor wie eine Primadonna nach einem Gastspiel.

Einige recht ungemütliche Sturmtage, die aber ohne Seekrankheit überwunden wurden, brachten uns der Heimat näher. Dann noch zwei Tage ruhiger Fahrt, und wir stiegen in Cherbourg an Land. Nun wurde auch mein Wunsch erfüllt, Paris noch einmal zu sehn. Es war kalt und regnerisch. Im Hochsommer waren wir ausgezogen, im Vorwinter kehrten wir heim. Nach zwölf Stunden Nachtfahrt läßt uns der Morgen [18.10.1930] auf deutschem Boden erwachen. Noch eine Tagesfahrt, und abends grüßt mich die Villa Shatterhand, mein liebes Heim.

## 16

### Wieder in der Heimat

Karl May: ein Zauberwort – Karl May und unsre Ehe – Karl May und unser Heim – Karl May und die Tiere – Karl May und die Armen – Karl May und sein Gott – Ausklang

Grade auf dieser Reise war es mir besonders zum Bewußtsein gekommen, daß ich mit einem Zauberwort reiste, das mir überall Tor und Herz öffnete. Das Zauberwort hieß ‚Karl May‘.

Schon anfangs beschrieb ich, daß mir auf dem Schiff und beim Empfang in New York als Karl Mays Frau viel Freundliches erwiesen wurde. Auch im weiteren Verlauf der Reise habe ich das oft erfahren.

Es lag uns einmal daran, eine Mahlzeit im Speisewagen einzunehmen, um dadurch Zeit zu sparen. Als wir früh den Obersteward fragten, ob das möglich wäre, sagte er, der Speisewagen sei zu [179] der Zeit schon außer Dienst. Der Obersteward war ein Österreicher, ein Wiener, und erfuhr durch Zufall, wer ich war. Seine Freude war so groß, daß er Koch und Bedienung sofort anstellte, um uns noch vor Verlassen des Zuges das gewünschte Mittagmahl ganz allein im Speisewagen auftragen zu lassen.

Eine kleine Amerikanerin im Reisebüro in Los Angeles erhielt meinen Paß, um für die Weiterfahrt etwas vorzubereiten. Sie las meinen Namen und fragte, ob ich wohl den Schriftsteller Karl May aus Dresden kenne. Das konnte ich ihr natürlich bestätigen. Darauf war sie voller Freude. Ihr Vater war ein ausgewandeter Dresdner gewesen, der bei seinen Kindern die deutsche Sprache mit Hilfe der Bücher Karl Mays aufzufrischen pflegte, und sie rief wiederholt begeistert aus: „Ach, wenn mein Vater das doch erlebt hätte!“

Ich hatte in Chicago den Reklameschef der Harvey-Gesellschaft, einen Deutschen, um verschiedene Bilder gebeten. Er ließ sich erst von mir erzählen, wer ich sei, und sagte liebenswürdig Verschiedenes zu, ohne indes den Eindruck zu erwecken, daß er die Sache besonders wichtig nehme. Aber bei meiner Ankunft in New York war bereits ein Brief von ihm da. Er schrieb, daß er in der großen deutschen Kolonie von meinem Besuch bei ihm gesprochen habe, worüber alle sehr erfreut gewesen seien. Und ich sollte mich in Zukunft bei allem, was er mir verschaffen könne, an ihn wenden. Er stünde stets zu meinen Diensten. Ich habe von diesem Angebot auch seitdem öfters Gebrauch gemacht.

Ich bedaure noch heute, daß es mir nicht vergönnt [180] war, den Mitarbeiter der deutschen Zeitung ‚Der Landmann‘ in Milwaukee zu treffen, der mir eigens entgegengeereist war, um mich zu sehn. Lieber Herr Puechner<sup>50</sup>, wenn Sie wieder einmal nach Deutschland kommen, werde ich sicher zur Stelle sein.

Das sind nur einige kleine Beispiele, aber – wo immer deutsche Beziehungen sich anknüpften und das Zauberwort erklang, bereitete es mir den Weg, ein wahres ‚Sesam, öffne dich!‘

So darf ich wohl mit Stolz und Dank zurückblicken auf die neun Jahre – den Höhepunkt meines Lebens –, in denen ich Karl Mays Lebensgefährtin sein durfte. Fünfzehn Jahre eher habe ich ihn schon gekannt und habe nie daran gedacht, daß ich ihm einmal so nahe treten würde.

Ich war mit meinem ersten Mann sehr glücklich verheiratet und habe ihm in seinen schweren Krankheitsjahren viel Arbeit – so gut ich konnte – in seiner chemischen Fabrik abgenommen. Als er zuletzt ganz ans Haus gefesselt war, mußte ich meine volle Kraft aufbieten, um gleichzeitig für seine Pflege zu sorgen und den Fabrikbetrieb aufrechtzuerhalten. Karl May hat ihm in seinen Krankheitstagen manche Stunde gewidmet und ihn durch sein gütiges Wesen sein Leiden für einige Zeit vergessen lassen.

Als mein Mann dann gestorben war und Karl May sich von seiner ersten Frau trennen mußte, die sich nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich von ihm entfernt hatte, bat er mich, seine Lebensgefährtin zu werden. Ich war mir damals bewußt, daß ich damit ein Lebenswerk übernahm, die Aufgabe, einem ernsten,

<sup>50</sup> # vgl. Karl-May-Jahrbuch 1929, Anthony Puechner: Ein Brief aus Milwaukee.

innerlichen Mann freundliche [181] Zeiten und einen schönen Lebensabend zu bereiten. Er hatte damals schon das einundsechzigste Jahr bereits überschritten und ich das achtunddreißigste. Wir sind also beide nicht mit fliegenden Fahnen ins Leben gezogen, sondern in ruhigem, stillem Ernst. Wir haben als gute Kameraden für einander gelebt.

Die Folge zeigte auch, daß wir gut daran getan hatten, nicht allzuviel des Glücks von der Zukunft zu erwarten. Dafür sorgten zur Genüge seine Feinde, die in ihrem Haß gegen meinen Mann nicht davor zurückschreckten, die Jugendsünden des Sechzigjährigen ans Licht der Öffentlichkeit zu ziehn.

Seitdem er heimgegangen ist, wurde mir manchmal gesagt, ich müsse doch über seine trübe Vergangenheit Bescheid wissen. Ich weiß aber weniger darüber, als die Fragesteller vermuten. Und wer sich in seine und meine Lage hineindenkt, wird das begreifen. Wohl hat er mir zeitweise mit bebender Stimme einiges erzählt, aber es war nicht mehr, als was er selber in seiner Lebensbeschreibung niederlegte. Ich vermied es, ihn zu fragen, weil ich fühlte, wie sehr er dabei litt. Wenn wir über die Bitterkeiten seines Schicksals sprachen, bekam sein Gesicht einen gequälten Ausdruck, und dann schien es mir, als frage er sich selber, ob denn diese schrecklichen Erlebnisse wirklich wahr seien, oder ob es sich nicht um einen unheimlichen Traum handle, der eine andre, schönere Wirklichkeit umnebelte.

Seine Seele war so wund, daß er es offensichtlich nicht fertig brachte, vor einem Zuhörer, und selbst wenn es die eigne Frau war, innerlich noch einmal zu erleben, was er als Jüngling vor mehr als 40 Jahren gefehlt und gebüßt hatte. Darüber zu [182] schreiben, fiel ihm, dem Schriftsteller, verhältnismäßig leichter, wengleich natürlich auch seine Bekenntnisse in tiefem Weh und maßlosem Gram verfaßt wurden. Oft standen Tränen in seinen Augen, wenn er einen Abschnitt seines Buchs ‚Ich‘ vollendet hatte.

Wer da, bevorzugt durch Geburt oder Erziehung oder beides, den Bekennermut als eine ganz besondere Tugend anpreist, würde es vielleicht in gleicher Lebenslage an der Betätigung dieser Tugend sehr mangeln lassen.

Aber der gütige Gott hatte dem armen Dulder eine kostbare Gabe verliehen: die Leuchtkraft seiner Phantasie, die ihn befähigte, sich in Wunschträume zu flüchten und die graue und grausame Vergangenheit abzustreifen. Ganz bestimmt hat er selber vieles davon überhaupt nicht mehr gewußt und mußte sich, falls er dazu gezwungen war, mit Mühe in einem Labyrinth von Schein und Wirklichkeit zurechttasten.

Aber die Angriffe verstummten nicht, und schließlich überlegten wir zusammen, ob es nicht das beste sei, daß er, ohne etwas zu verhüllen, von seinem Leben berichte. So ist das Buch ‚Ich‘<sup>51</sup> entstanden, das zuerst unter dem Titel ‚Mein Leben und Streben‘ veröffentlicht wurde. Das Buch ist mit Herzblut geschrieben. Jeder Leser wird es mir nachfühlen.

Je feindlicher sich die Außenwelt gegen ihn zeigte, desto mehr zog er sich in seine stille Klausur, in sein Heim an der Kirchstraße, zurück. Und hier – Gott sei Dank! – hier sollte es nicht an Stunden reinsten Glücks fehlen.

Vor unsrer Ehe ist mein Mann manche Stunde [183] aus dem Hause geflohn. Er war ein eifriges Mitglied des damals in Blüte stehenden Löbnitzer Stammtisches, denn in angeregter Gesellschaft vergaß er für Stunden die grausamen Härten des Lebens.

Als wir verheiratet waren, ist mein Mann nie ausgegangen – er fühlte kein Bedürfnis mehr dazu. Und auch ich war, wenn ich meine englische Gesellschaft besuchte, jedesmal glücklich, wenn mir die Lichter der Villa Shatterhand wieder entgegenleuchteten. Sonst trennten wir uns selten und nur, wenn es unbedingt sein mußte. Gemeinsam gingen wir spazieren, gemeinsam besuchten wir Theater und Konzerte, die er sehr liebte, wie er auch zu Hause gern musizierte. Es war dann, wie wenn er die Tasten streichelte, so sanft und verträumt spielte er.

Die Bitterkeiten des Lebens vermochten nicht, ihm seinen köstlichen Humor zu rauben. Er hatte gar oft den Schalk im Nacken und dachte sich manchmal liebe, kleine Scherze aus.

Wir hatten einmal Spargelbeete anlegen lassen, aber obgleich ich täglich danach aussah, wollte sich keine einzige kleine Spitze zeigen. Als ich aber eines Morgens hinauskam, fand ich zu meiner Freude mehrere kleine Bodenerhebungen, wie sie der Spargel beim Durchbruch bildet – mein Mann hatte einige Pfund Riesenspargel gekauft und ihn morgens eingegraben, um mir Freude zu machen.

Allein und ungestört wünschte er nur beim Arbeiten zu sein. Dann freilich mußte sich ihm das ganze Haus

---

<sup>51</sup> Karl Mays Ges. Werke, Bd. 34, 11. Auflage 1931

unterordnen, und es durfte sich nichts rühren. Wurde er trotzdem gestört, so verlor er den Zusammenhang, und es kam manchmal vor, daß er alles schon Geschriebene einfach in den Papierkorb warf.

[184] Leider hat ihn meine alte, bei uns lebende Mutter manchmal im wahrsten Sinn des Wortes aus dem Konzept gebracht, freilich ohne es zu wollen. Wenn sie glaubte, ganz still und leise unter seinem Zimmer aufräumen zu können, dann hörte er sicher das kleinste Geräusch und konnte nicht weiter schreiben. Natürlich gab es dann immer Meinungsverschiedenheiten. Obgleich er dabei nicht heftig wurde, wußte er doch seinem Herzen Luft zu machen und meine Mutter davon zu überzeugen, daß sie ihren Reinlichkeitstrieb einzuschränken habe.

Andererseits konnte er mir aber auch große persönliche Opfer bringen. Die Leser wissen aus ‚Winnetous Erben‘ – die dort erzählte Einzelheit ist keineswegs Dichtung –, daß Karl May ein starker Raucher war. Ich machte ihm einmal einen leisen Vorhalt, ob er nicht meine, daß ihm das starke Rauchen früher oder später schaden könne. Er sah mich eine Weile nachdenklich an und legte dann die Zigarre, die er im Munde hatte, weg. ‚Du hast recht‘, gab er zu, ‚ich habe meinen Lesern noch viel zu sagen und bin es nicht bloß dir, sondern auch ihnen schuldig, mein Leben zu erhalten.‘ Und er hat es mich nie merken lassen, daß er mir damit ein schweres Opfer brachte.

Ein großer Spaß war es für meinen Mann, in seinem über der Straße gelegenen Garten zu arbeiten. Einmal war er gerade damit beschäftigt, Jauche an seine geliebten Blumen zu gießen, als der Verleger Zieger aus Leipzig kam, für dessen Sammelwerk über China er den später in ‚Friede auf Erden‘ umgewandelten Roman schrieb. Zieger kannte damals meinen Mann noch nicht persönlich und fragte den Arbeitenden nach der Wohnung [185] Karl Mays. Mein Mann gab ihm Bescheid, ohne sich zu erkennen zu geben. Er spielte die Rolle des Gärtners ruhig weiter.<sup>52</sup>

Bezeichnend für Karl May war seine Liebe zu den Tieren, die ja auch aus zahllosen Stellen seiner Bücher spricht. Hier nur einige Einzelheiten! In seinem Vaterhaus hängte er sein Herz aus Mangel an Haustieren an die Frösche im Tümpel hinter dem Weberhäuschen. Die muntern Eidechsen in unserm Garten hinter der Villa Shatterhand mögen ihn oft an seine quakenden Freunde aus der Kinderzeit erinnert haben. Die kleinen Schuppenträger kannten ihn ganz genau; es war reizend zu sehn, wie sie mit ihm gingen, wenn er im Garten arbeitete. Einmal hatten sie ihr Nestchen unter den Deckbrettern des Frühbeets angelegt; da unterließ er die geplante Frühzucht, nur um die Bretter nicht aufheben zu müssen. Alle Tage besuchte er die kleine Brut, und diese wurde so zutraulich, daß sie ihm auf die Hände lief, worüber er sich wie ein Kind freute. An Hunden und Pferden hing er wie an Menschen. Seinem innigen Wunsch, sich selber Pferde zu halten, setzte ich nicht nur wegen der Kosten Widerstand entgegen, sondern hauptsächlich deshalb, weil ich befürchtete, daß die Tiere entweder mit ihm das Zimmer oder er den Stall mit ihnen geteilt hätte.

Sonst war es eigentlich nur seine Großzügigkeit, die dann und wann eine Meinungsverschiedenheit zwischen uns hervorrief. Mein Mann war für sich sehr bescheiden, im Geben aber königlich. Besonders gegen die Armen hatte er eine sehr offene Hand. Wir saßen einmal in der Grundschanke in der Lößnitz [186] – seinem frühern Stammlokal. Wir hatten dort im Garten einen Platz an der Ecke, der freie Aussicht nach der Straße bot. Ein alter Handwerksbursche trat heran und bat um eine Gabe. Karl May drückte ihm eine Münze in die Hand. Der Mann besah sich das Geld, hielt es ihm auf der offenen Handfläche entgegen und sagte: ‚Sie haben sich wohl geirrt.‘ Es war ein Zwanzigmarkstück, das früher leicht mit einem neuen Zweipfennigstück verwechselt werden konnte. Auf diese Weise sah ich die Münze, was meinem Mann nicht ganz recht war. Auf meinen Vorhalt gegen dieses, wie mit schien, übermäßige Geben sagte er mir ein Gedicht:

Streckt sich bittend dir entgegen  
eines Bettlers arme Hand,  
sei ein Teil ihr von dem Segen,  
der dir wurde, zugewandt.  
Gehst du dennoch da vorüber,  
wo Erbarmen nötig ist,  
o so denke dort hinüber,  
wo auch du nur Bettler bist.<sup>53</sup>

<sup>52</sup> # 12. Mai 1901, fast zwei Jahre vor der Eheschließung mit Karl May. Die Witwe Klara Plöhn war als „Sekretärin“ im Hause May.

<sup>53</sup> # Karl May: Himmelsgedanken, S. 54: Wohlthätigkeit, hier Strophe 1 + 3

Einmal, in Gartow, in Hannover, wohin ihn eine Studienreise geführt hatte, wäre ihm seine Großzügigkeit beinahe übel bekommen. Er hatte einem armen kleinen Mädchen ein Goldstück geschenkt. Diese Wohltätigkeit erregte zwar ein unbegrenztes Dankgefühl bei dem Kinde, aber auch schwarzen Argwohn bei der Behörde. Am nächsten Morgen wurde er von zwei Wachtmeistern aus dem Bett geklopft, die ihm seine Papiere abverlangten. Da er indes keinen Paß mit sich führte, wurde ihm bedeutet, er dürfe das Haus nicht verlassen, bis man Antwort von der Polizei habe. Eine Depesche wurde nach Radebeul geschickt. Und was antwortete [187] der Radebeuler Gemeindevorstand? ‚Karl May hier wohnhaft, übt sehr gern Wohltätigkeit.‘ Das genügte den beiden Hütern des Gesetzes und – Karl May war wieder frei<sup>54</sup>. –

Karl Mays religiöse Einstellung ist bekannt. Sein Verhältnis zu seinem Gott ist auf die denkbar einfachste Formel zurückzuführen, auf das Verhältnis eines Kindes zu seinem Vater. Daher war es nie seine Art, sich aufzubäumen oder zu murren, was bei mir mehr als einmal vorkam. Er sagte dann immer: ‚Wenn Gott es nicht für gut fände, würde er mir nicht diese Prüfungen auferlegen. Denn wen Gott lieb hat, den züchtigt er.‘ Seine Bibel las er immer und immer wieder, und viele Stellen, ja ganze Kapitel darin wußte er auswendig. Sein Glaube war ohne Dogma. Ich erinnere an die bereits im Jahrbuch 1924 stehende Geschichte von dem jungen Juden, der an ihn geschrieben hatte, daß seine Bücher in ihm den Entschluß gezeitigt hätten, Christ werden zu wollen. Darauf erwiderte ihm Karl May, er solle erst einmal die hohen Werte der Religion seiner Väter kennenlernen und er sei noch viel zu jung und unerfahren, um einen solchen Wechsel vorzunehmen. –

Als wir heirateten, schrieb Karl May ein Gedicht<sup>55</sup>, das mit den Worten endet:

Der Todestag ist unser Hochzeitstag!

Wie so manche Aussprüche aus seinem Munde, die wie eine Prophezeiung anmuten, hat sich auch diese Zeile bewahrheitet: der neunte Jahrestag [188] unsrer Ehe wurde ihm zum Sterbetag. Das heißt zum Sterbetag nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch! Für ihn, Karl May, gab es ja weder einen Tod überhaupt, noch auch ein Sterben, sondern einzig und allein eine – – Auferstehung! Und nicht wie ein Sterben, sondern wie eine Auferstehung mutete auch sein letzter schon erwähnter Ausspruch an:

‚Sieg, großer Sieg! Ich sehe alles rosenrot!‘

– – – – –

Warum ich mich, in meinen Jahren, zu dieser Reise entschloß, die immerhin nicht geringe Anforderungen an Geist und Körper stellte?

Weil ich es Karl May schuldig zu sein glaubte.

Ich hatte an seiner Seite ein gutes Stück des Morgenlandes durchwandert und mich, nur zu gern, in seinen Zauber einspinnen lassen. Unter Karl Mays Führung war dies nicht schwer gewesen. Aber im ‚Westen‘ war ich noch nie gewesen. Denn das Stückchen Amerika, das ich 1908 gesehn, war nicht ‚der Westen‘. Ich hatte noch nicht den Atem der Savanne getrunken, mich noch nicht in die Täler und Klüfte, auf die Höhen und in die Abgründe des Felsengebirges gewagt, noch nicht den Begriff des ‚wilden Westens‘ aus eigener Anschauung durchkostet. Sollte ich, seine Frau, die Gelegenheit verpassen, die sich mir durch die Verbindung mit Luz, meinem Kinde, bot?

Nein!

Und so zog ich aus, die Seele Old Shatterhands und Winnetous im fernen Westen zu suchen. Was ich sah, habe ich in den vorliegenden Blättern einfach und schlicht geschildert. Meine Schilderung [189] mag oft genug hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. Trotzdem hoffe ich, daß der Leser diese Blätter, die dem Werk und dem Andenken Karl Mays gewidmet sind, aus der Hand legen wird mit dem Gefühl:

Seines Geistes hab‘ ich einen Hauch verspürt.<sup>56</sup>

---

<sup>54</sup> Siehe Karl-May-Jahrbuch 1924: Hinrichs ‚Eine Studienreise Karl Mays‘

<sup>55</sup> ‚Am Hochzeitstag‘ (Karl-May-Jahrbuch 1919)

<sup>56</sup> # Ludwig Uhland: Bertran de Born / letzte Strophe: Deines Geistes hab‘ ich einen Hauch verspürt.